

Almanach
I | 2021

Almanach

I | 2021



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

LITERATUR

Nastasja Penzar

Yona **8**

Yanara Friedland

Uncountry. Eine Mythologie **20**

Viktor Jerofejew

Enzyklopädie der russischen Seele **30**

NATURKUNDEN

Peter Matthiessen

Der Schneeleopard **42**

SACHBUCH

Anne Boyer

Die Unsterblichen **60**

Giulia Mensitieri

Das schönste Gewerbe der Welt **72**

Carolin Wiedemann

Zart und frei **82**

Literatur

Nastasja Penzar

Yona

Roman

Was, wenn der letzte Ort, der vielleicht noch Heimat werden könnte, durchdrungen ist von Korruption, Rassismus und Gewalt, ein Ort, an dem das Morde alltäglich geworden ist?

Yona wächst mit ihrem Vater in einer Stadt in Deutschland auf, zu der beide nie gehören wollten. Nach dem mysteriösen Tod von Yonas Mutter ist er aus dem mittelamerikanischen Land geflohen, in dem Yona geboren wurde. Doch über das, was damals geschah, will er nicht sprechen. Als auch er kurz vor Yonas Abiturprüfungen stirbt, hinterlässt er ihr einen Papierfetzen mit einem Namen: Doña. Und so zieht Yona auf der Suche nach ihrer Herkunft von einer Fremde in die nächste; in ihre südamerikanische Geburtsstadt am Fuße eines aktiven Vulkans. Hier, wo der Kolonialismus an jeder Straßenecke sichtbar ist, obwohl es ihn doch nie gegeben haben soll, hat sich der Krieg in die Gesichter der Menschen eingeschrieben. Yona droht in der erdrückenden Schwüle und einer von Angst beherrschten Gesellschaft zu ersticken. Schnell gerät sie in einen brutalen Strudel aus Bandenkriegen und Korruption. Im Versuch, sowohl ihre Schuldgefühle als auch ihre Familiengeheimnisse von sich fernzuhalten, findet sie schließlich heraus, was damals mit ihrer Mutter geschah.

Nastasja Penzar, 1990 in Berlin geboren, lebte in Zagreb, Frankfurt am Main und Guatemala, bevor sie Romanistik in Leipzig und São Paulo, dann Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien studierte. Derzeit promoviert sie zu post-jugoslawischer Literatur. Sie veröffentlicht in Anthologien und Zeitschriften und übersetzt Gedichte aus dem Spanischen und dem Serbokroatischen. Ihr Theaterdebüt *_trokut_* wurde 2016 in Wien uraufgeführt. Derzeit lebt sie in Berlin.

Erscheint am 18. März 2021

ca. 22,00 € (D)

ca. 220 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-95757-958-4

Auch als E-Book erhältlich

I

»Die Geburt ist nicht der Anfang.«

Der vernarbte Körper der Frau, die mir und C. gegenüber sitzt, gibt den ruckartigen Bewegungen des Busses nach wie eine Qualle den Wellen. Ihr Kopf liegt auf der Brust zum Sekundenschlaf, bis eine Bremsung oder das Klingeln eines Handys ihn anhebt, sie kurz ein Auge öffnet, uns halb ansieht und wieder in sich einsinkt. Sie schläft jeden Tag hier in den seit Langem ausrangierten Schulbussen aus Nordamerika, in denen die Abstände zwischen den Sitzbänken für US-Kinderbeine abgemessen sind.

Zwischen mir und meinem Vater war Holz.

Ich stand vor ihm und seinem Sarg, der die Farbe seiner Haut hatte. Die Orgel spielte eine Melodie von früher und bestätigte meine Vermutung, dass diese Art von Musik für traurige Momente gemacht ist. Ich hatte als Kind die Texte der Kirchenlieder nie verstanden in dem hallenden Chorgeschwülst der Stimmen. Als ich anfing, in den Gesangsbüchern zu lesen, musste ich meinen Vater nach fremd klingenden Worten fragen: ergötze? frohlocke? Er antwortete knapp: »Ich freue mich.« Ich glaubte ihm nicht. Ich dachte, er wolle mir etwas verheimlichen wegen meines Alters, ich wusste, dass zu dieser Art von Musik kein »ich freue mich« passen konnte.

Der Bus ist voll und die Frau schnarcht. Eine Ameise sucht sich nervös ihren Weg über meinen schwitzenden Arm nach oben. Neben uns sind die Abhänge, unter uns der tiefste Teil der Stadt. Häuser und Hütten reihen sich dicht aneinander und nehmen sich gegenseitig die Sicht. Der Bus hält auf dem

Viadukt, die Ameise bleibt bei meinem Ellenbogen stehen und reibt ihre Fühler, als würde sie auf etwas warten. Die Haltestelle besteht bloß aus einer Reihe von Menschen. Sie stehen dicht an dem Geländer der Brücke, das ihnen höchstens bis zu den Kniekehlen reicht. Ihre Klamotten und Haare pressen sich im Wind gegen ihre Körper und Köpfe.

Mein Vater hatte Doñas Namen, ihre Telefonnummer und Adresse auf ein abgerissenes Stück Papier geschrieben. »Cuidado«. Er legte den Zettel vor Krankheit zitternd in meine Hand und schloss meine Finger um ihn. Ein Vermächtnis. Ich hatte verstanden, lernte die Namen, die Nummer und die Adresse auswendig und hob ihn trotzdem ein Jahr lang regelmäßig aus der Schublade, um mich zu versichern.

Es sind drei kleine Männer, dünn und dunkel. Den mit dem eingefallen Gesicht bemerke ich zuerst. Irgendwo in der Mitte des Busses setzt er sich, der zweite setzt sich nicht, schiebt die Menschen im Durchgang beiseite auf seinem Weg nach hinten, an uns vorbei, zielstrebig, auch C. wittert etwas. Der dritte ist vorne eingestiegen, beim Fahrer und seinem Adjutanten. Ich strengte mich an, sie zu ignorieren, wie ich es bei allen in diesen Bussen mache, bei dem Mann, der uns Kaugummis verkaufen wollte, der bunten Frau mit Baby im Tuch und Spielwaren im Angebot und beim Bußprediger, der die Gunst der Nachmittagsmüdigkeit im rostigen Bus nutzte und sich vorne hinstellte, um schwankend das Heil zu predigen. Hier und da bekam er ein »Amen« als Echo aus den hinteren Reihen. Ich schwieg.

Bei der Beerdigung meines Vaters klopfen die Hände der Fremden mir ihr Beileid auf den Rücken. Ich nickte für jeden dreimal, so wie mein Vater es mir beigebracht hatte. Sie redeten auf mich ein, ihre Gesichter verzerrten sich dabei, ich verstand sie nicht mehr. Der Ton in meinem Kopf hatte sie schon lange

zum Schweigen gebracht. Ich vergrub mich in ihm, sank in ihn ein, keine Stimme der höflich Trauernden drang so tief, dass ich sie hätte hören müssen. »Genieß ihn doch, stell dir vor, es ist ein Walgesang, Yona«, mein Vater hatte gezwinkert, mehr für sich als für mich. Ich hatte es ihm gegönnt.

C. neben mir schnaubt einmal kurz, leitet damit die Wende ein. Die Qualle wird wach. Sie starrt. Der Dunkle vorne ist lauter, als sein Körper hätte vermuten lassen. »Asalto«, er schreit, der Bus bleibt nicht stehen, nur die Passagiere werden plötzlich andächtig wie beim stimmlosen Mitbeten liturgisch vorgeschriebener Abläufe, wenn ich nur die eine alte, gebrochene Stimme aus den Lautsprechern hörte und ahnte, dass alle, die mit mir in dem Gewölbe knieten, simultan dieselben Worte an denselben Gott richteten, während ich sie dabei beobachtete.

»Alles Scheinheilige«, hatte mein Vater gesagt, mich trotzdem jeden Sonntag in unbequeme Schuhe und einen Rock gesteckt und mit Eiscreme zum einstündigen Stillhalten bestochen. »Du kannst ja gehen wollen, Yona.« Er hatte geschmunzelt über meinen erneuten Versuch, mich durch simulierte Bauchschmerzen vor der Messe zu drücken. »Am Ende, sogar dann, wenn sie dich ins Meer schmeißen, mija«, nur er nannte mich so, mija, meine Tochter. Es war das einzige Wort, das ich ausschließlich in der Tonlage seiner Stimme kannte. »Selbst dann kannst du nicht einfach davonschwimmen, dann kommt ein großer Fisch«, er klappte seine Arme auf, ich rannte weg in meinen Sonntagsschuhen, er lachte, jaulte kurz, machte Walgeräusche. »Am Ende«, er schnappte mich, hob mich hoch und trug mich ins Auto, »spuckt dich der Wal genau da aus, wo du hingehörst. Du kannst dein Ziel gar nicht verfehlen, Yona, das ist ja das Gute.« Wir lachten während der Fahrt über seine Walimitationen so lange, dass uns noch während der Messe die Wangen wehtaten.

Der mit dem eingefallenen Gesicht, der in der Mitte gesessen hat, stellt sich in den Gang, hebt den Arm mit der Waffe, wartet auf Aufmerksamkeit, seinen Einsatz. Er dreht sich nach vorne, zum Ersten, dem Dirigenten, der dem Adjutanten gerade fast höflich seine Tasche hinhält, damit er sie mit dem Geld des Fahrers füllen kann. Er nickt dem Eingefallenen zu, C. stößt mich leicht an, der Eingefallene senkt seinen Arm in Richtung der Köpfe, sein Körper schwankt mit den Bewegungen des Buses, seine Pistole dringt ein in unsere andächtige Stille. Dann ist die Busgemeinde dran, sie reichen ihm Wertgegenstände, er nickt dazu, als würde er sich bedanken. Cs Hand an meinem Bein passt auf meine Bewegungen auf, kein Kopf der Gemeinde bewegt sich, nur die Augen suchen sich gegenseitig, keiner spricht, seine Knarre geht die Köpfe ab, und diese Furcht ist überall, außer in den Gesichtern. Alle wenden sich ab von ihm, als ginge eine Gewalt von seinem Antlitz aus. Selbst Moses wäre gestorben, hätte er Gott ins Gesicht geschaut, hatte mein Vater gesagt, als ich ihn fragte, wie er denn aussehe, dieser Gott.

C. holte mich vom Flughafen ab. Ich hatte alles dabei. Und den Zettel. Mein Körper war gekrümmt wegen der Taschen und langsamer, als meine Nervosität es wollte. Alle schwirrten in Richtung Ausgang oder lagen Familienmitgliedern in den Armen. Ich schob mich durch die Glastür aus der Wartehalle, Schwüle, Schweiß und Geräusche setzten sich auf mich, Taxifahrer schrien mir ins Gesicht, ich schüttelte den Kopf, zu langsam, als dass sie es hätten bemerken können. »No«, mein Rachen war verklebt, ich versuchte es noch einmal, »no«. Ich tönte nicht an gegen sie und ihre laute Stadt, legte keine Tasche ab, blieb stehen und suchte mit dröhnendem Kopf. Irgendwo zwischen den Schwirrenden wartete C. mit meinem Namen auf einem Kartonrest. Er hielt ihn hoch, lief auf mich zu, sein offenes Gesicht kam mir nahe, zwei Küsschen, ich wehrte mich nicht, seine Wange war feucht, wir klebten. Er nahm zwei Taschen und meinen Ellenbogen. »Da vorne ist das Auto.« Er

war schnell, schob mich über die Straße, blieb stehen, selbst gekrümmt vom Gewicht meiner Sachen, drehte sich um, musterte mich, »entschuldige«, er machte etwas wie ein Lächeln, »ich bin, sie nennen mich C. Bienvenida!« Dann fuhr er mich zu Doña.

Der Bus fährt an den Haltestellen vorbei, und die Menschen, die dort warten, sehen uns nur kurz nach, keiner wundert sich darüber. Hier im Bus geht von jedem eine Bewegung aus, das Überreichen der Handtasche oder das Herausholen von Gegenständen aus den Hosentaschen, es ist fließend, der Eingefallene schwitzt an den Schläfen und über den Lippen, zeigt mit seiner winzigen schwarzen Pistole auf Einzelne aus dem Chor der Wegblickenden. Es ist ein Wartezimmer. Es stinkt. Es ist zäh. Ich sehe die Menschen, die vor mir dran sind, einer nach dem anderen kommt an die Reihe, ich rücke auf in der Warteschlange, ich zähle die Menschen, ich will drankommen. Ich habe das Warten immer gehasst. Die Waffe schweift, kommt näher, doch selbst jetzt sieht sie noch erstaunlich klein aus. Der Ton wird lauter, er ist tief und ruhig.

Ich saß neben C. im Auto und sagte nichts. Ich wollte ankommen. Er fragte mich auch fast nichts, ich war froh darüber und sah ihn so wenig an wie möglich. Er war stolz auf alles, was er zeigen konnte, seine Stadt: Farben, eine große Leuchtreklame in Fünfmeterhöhe, die ich kannte, die die Welt kennt und die wie überall auch hier Zerstreuung von dem ist, was unter ihr geschieht. Männer standen um Autos herum, als wären sie die Quelle von irgendetwas. Sie trugen kurze Hosen, Bäuche und Schlappen. Die Häuser dahinter formten ein chaotisches Bild in ihrer ungleichen Zweistöckigkeit. Ich stellte mir meinen Vater in dieser Umgebung vor. Alles hier war staubig, es überraschte mich. C. fuhr durch Zonen, erklärte mir die Zahlen und bewertete: »Gefährlich. Nicht so gefährlich. Normal.« Alles sah gleich aus. Vor den Autowerkstätten stapelten sich

Reifen, Metall und Müll, rote und gelbe Busse überholten sich gegenseitig und wir sie, C. fluchte auf einen, hupte, dann lachte er, »die sind gefährlich«, er überholte den Bus und warf ihm mit Blick in den Rückspiegel ein Schimpfwort hinterher. »Wenn du kannst, fahr immer mit einem Bus, wo vorne ein Securitymann drinsteht, manchmal gibt's auch Securityfrauen, mit Flinte«, er erwartete jetzt etwas von mir, seine Blicke auf mich wurden länger, ich nickte, damit war er zufrieden. Er überholte zwei Pickups und bog von der Straße ab, streckte plötzlich seinen Arm in Richtung meiner Schenkel, ich hatte das nicht kommen sehen, ich zuckte, aber er zeigte nur auf das Handschuhfach über meinen Knien. »Also da ist auch immer eine drin«, er zog seine Hand zurück aufs Lenkrad, dann das Auto in die Kurve, »willst du mal sehen?«, er grinste, ich sagte »no«. Mehr nicht.

Unser Bus hat keinen Sicherheitsmann. Und keine Frau. Wir hatten es eilig und nahmen den ersten, der kam. C. hatte auf die Plakette gezeigt, auf der in bunten Lettern Q Dios Te Bendiga prangte. »Ist schon ok«, C. war als Erster eingestiegen, »der wird uns beschützen«, Cs Finger zeigte nach oben, als er sich einen Platz für uns aussuchte.

Alles ist langsam, wir sind an der Reihe. Zuerst C., die Waffe zeigt auf ihn, schwebt vor mir in Augenhöhe, C. ist geübt, er kramt, holt ein paar Scheine und sein Handy heraus. Der Eingefallene nimmt alles und steckt es sich in die Hosentasche. Die Qualle ist dran, sie macht das Gesicht eines bockigen Kindes, der Arm des Eingefallenen ist ausgestreckt, an ihm baumeln schon drei Taschen, die Knarre zielt auf den Schädel der Qualle, sie schwingt ihren Rucksack in seine Richtung, erwischt seinen Körper an der Seite, setzt der schwebenden Waffe etwas entgegen und grinst kurz, als sie mich ansieht, ihre kleine Rebellion. Dann fällt ihr Kopf wieder auf die Brust. Der Eingefallene schnauft, mit der freien Hand nimmt er den Rucksack, öffnet ihn, sieht kurz hinein, dann treibt der Arm mit der Waffe in

meine Richtung, mein Ton wird lauter, setzt sich hinter meine Schläfen und pocht gegen meine Schädelknochen. Ich löse meinen Blick nur langsam von der Qualle, die Waffe zeigt auf meinen Schädel, es ist eine Angst, die mir die Beine absägt. Der Eingefallene hält nur den geöffneten Rucksack vor mich, sein Beutel für die Kollekte, er blickt weg, bleibt diskret, als wäre das Ausmaß meiner Spende mir selbst überlassen, ein guter Ministrant.

Ich kannte nur die Pistolen der Jungs zu Karneval, wenn sie als Cowboys gingen. Mein Vater hatte sie gehasst, wir hatten gestritten darüber, ich wollte als Cowboy gehen, ich wollte Plastikentenschießen auf dem Jahrmarkt, ich wollte Egoshooter, er sagte Nein.

Meine Hände machen nichts. Alle anderen kennen die Choreografie schon. Erst wenn keiner mehr über die Abfolge nachdenkt, wird daraus Kunst. Ich mache die Show kaputt. Ich muss mir Mühe geben. Ich muss abgucken, wie im Ballettunterricht bei den Mädchen in der ersten Reihe, vorne beim anderen Dunklen und seinen Opfern, wie sie es machen. Dann fängt mein Arm an, sich zu bewegen, meine fast eingeschlafene Hand greift in die Hosentasche nach allen Scheinen, die sie erreichen kann, ich halte sie ihm hin, er nimmt sie aus meiner Hand, seine Berührung durchfährt mich kurz, er wirft die Scheine in den offenen Rucksack, bleibt vor mir stehen, gibt mir Zeit nachzudenken, der Geduldige, die Waffe ist uns sehr nahe. Dann ziehe ich mein Handy unter dem Hemd hervor, ich bin langsam, alles ist zäh, ohne Zeit. Er sieht kurz runter, Hand und Knarre winken ab, mein Handy ist zu alt oder billig. Er zieht ab. C. legt mir seine Hand auf, ich fühle sie nicht, würde sie abschütteln, wenn ich könnte. Endlich bleibt der Bus stehen für die Eingefallenen. Sie hinterlassen nur Hitze. Und Stille. C. fasst an mein Bein, sein Griff ist fest. »Du wirst dich dran gewöhnen.«

C. wurde langsamer in der Straße, »das hier ist die doce, Zone 12«, es stand auf dem Zettel, ich hatte es seit Jahren gewusst. »Doña ist eine Göttin, dein Vater hat sie sehr geliebt, du wirst es mögen bei ihr.« Die Fenster der Straße waren verschlossen, ihre Häuser standen wie tot und hatten alle verschlossene Gitter vor den Eingängen. Zwei Männer unterhielten sich leise in einer Einfahrt, Feinripp und braune Waden vor Motorrädern, die Betonhäuser rechts und links hatten fast alle die gleiche Höhe, flache Dächer, klare Linien, dahinter die Berge. »Da vorne ist es, Doña wartet schon.« C. bremste langsam, einer stand in seinem Fenster, C. hob die Hand und grüßte, »sobald die hier wissen, dass du bei Doña wohnst, bist du sicher wie im Himmel.« Er parkte und beugte sich über mich, um aus meinem Fenster zu winken. Vor dem Haus spannte sich eine große Markise, rot und blau, es sah wie die Eisdiele in den alten Filmen aus, nur die Gitter darunter passten nicht. Sie warfen Schatten wie Streifen auf Doñas Gesicht. Sie lächelte.

II

Sie lächelt, sperrt das Gitter von innen auf, wir steigen aus dem Auto, ihre Schritte sind so langsam wie ihre Gesten, die sie größer wirken lassen, als sie ist. Sie läuft auf mich zu und umarmt mich. »Bienvenida.« Sie riecht nach Seife und Zwiebeln. Ich bedanke mich mit einem Nicken und versuche, ihrem Blick standzuhalten. Ich habe ihren Namen tausendmal gelesen auf meinem Zettel, jetzt wundere ich mich, dass ich mir keinerlei Vorstellungen von ihr gemacht habe. Mein Körper ist schwer, sie nimmt meine Hand wie zuletzt meine Kindergärtnerin, drückt sie ein paarmal fest, dreht sich um, zieht mich mit sich, meine Taschen bleiben auf der Straße liegen, ich drehe mich nach C. um, er nimmt sie auf und bleibt dicht hinter uns. Doña zieht mich durch das Gitter, es riecht und dampft aus dem schmalen Gang. Sie weist mir den Weg, »hier hoch, mija«, die

Vertrautheit in diesem Wort erschüttert mich, »oben ist gerade niemand, du hast da dein eigenes kleines, ja«, wir passen kaum durch das schmale Treppenhaus, Doña ist geübter im Quetschen, hebt ihre Hand über sich und streckt zwei Finger in die Luft, »Paradies«. Plötzlich bleibt sie stehen vor dem Treppenabsatz, ich stoße fast in sie hinein, sie dreht sich um, sieht zur mir herunter, zwinkert, greift mein Gesicht von beiden Seiten, schließt die Augen und sieht dabei aus wie mein Vater, wenn er für mich betete. »Mija«, ihre Augen sind unterlaufen, »es ist ein Wunder, dass du hier bist«, etwas daran weckt den Ton in meinem Kopf. Ich halte ihrer Berührung nicht stand und trete an ihr vorbei auf die Terrasse. Der Himmel hier ist dicht, überall sind Masten und Berge. Doña zeigt auf die Tür, »hier, dein Zimmer«. Sie schiebt mich von hinten hinein, es ist dunkel, die Vorhänge sind zugezogen, ein großes Bett, auf dem eine Wolledecke mit Tigeraufdruck liegt. »Magst du es?«, ich nicke stumm. Sie geht zum Fenster, schiebt die rosafarbenen Vorhänge zur Seite und winkt mich heran. Meine Schritte sind immer noch langsam, diese Art der Schwüle kenne ich nicht. Doña nimmt mich am Arm, stellt mich neben sich und zeigt seufzend nach draußen. Ein weißlicher Film liegt zwischen uns und der Straße. Bis zum gezackten Horizont ziehen sich rechteckige Betonsiedlungen. Doña öffnet das Fenster, ich zucke, »unsere Straße, mija«. Etwas Theatralisches liegt in diesem Satz. Zwei Jungs mit weißen Hemden und dünnen Beinen kicken einen Ball vor sich her, ein Metalllager quetscht sich dazwischen. »Welcher von denen ist der Pacaya?«, meine Frage wundert mich selbst. C. lacht von hinten, ich habe vergessen, dass er da ist. »Der mit den Wolken um die Spitze.« Der Rauch, der den Vulkan krönt, eine kleine graue Haube, bewegt sich nicht. »Kann man da hoch?«, meine Stimme klingt dumpf, C. nickt, »morgen?« Doña schlägt ihm einmal fest auf die Schulter. »Es reicht jetzt. Mija, hier«, Doña, zeigt auf die rot-weiße Markise direkt unter uns, »guck, da mache ich cena für alle, Abendessen, da kommst du dann runter, wenn du ein bisschen geschlafen hast, oder hast du jetzt

Hunger vielleicht? Mein Gott, was erzähle ich da, du hast jetzt Hunger, ich bin so blöd«, sie schlägt sich mit der Hand gegen die Stirn. »Nein, danke.« »Ich mache dir was, ich bring's dir gleich.« »Aber«, ich sehe Doñas Gesicht und gebe mich geschlagen, »Ok«. C. setzt sich auf das Bett, prüft es wippend, »Ok, also, dann sehen wir uns, ich melde mich, wenn er sich meldet, wegen dem Haus und so«, er sieht zu Doña herüber, sein Gesicht ist plötzlich keck wie das eines kleinen Jungen, er steht abrupt auf und gibt Doña einen Kuss auf die Wange, bevor er verschwindet. Sie scheint C.s Abschied nicht zu bemerken und starrt unentwegt auf mich, dann auf meine Hände, ihre Augen sind feucht und zittern ein wenig. Sie seufzt, »ah, das Essen«, tätschelt mir abwesend die Wange, schüttelt ihren Rock zurecht und verschwindet. Ich lege mich unter die Tigerdecke, mein Kopf macht nichts mehr, keinen Ton, keine Bilder. Ich schlafe so schnell ein wie seit dem Tod meines Vaters nicht mehr.

Yanara Friedland

Uncountry. Eine Mythologie

Aus dem amerikanischen Englisch von Maria Meinel

In den zart verknüpften poetischen Erzählungen über Vertreibung und Flucht weitet Yanara Friedland den historischen Raum zu einem weiten Feld der Assoziationen aus. Sie erschafft durch die brillante Vermengung von Fakten und Fantasie eine nicht an die Gesetze von Raum und Zeit gebundene Gegend, die etliche Gestalten durchstreifen. In diesem »Uncountry« lotet Friedland in den vier Teilen »Asche«, »Atem«, »Hunger« und »Zukunft« Räume und Zeiten aus, um individuelle Erinnerung und Erfahrung mit historischen Gegebenheiten, kulturgeschichtlicher Reflexion und besonders der jüdischer Geistesgeschichte zu verweben.

Hier wirft der namenlose, fahnenflüchtige Soldat seinen Helm in den Graben, quert die biblische Esther den Weg, hier hadert Abraham mit dem Sohnesopfer und zieht die schwangere Mutter der Autorin in den Bandler-Block. So entsteht eine mit Worten erschaffene Landschaft der Spurensuche und Imagination, der Träume und Sehnsüchte, die jeden sichtbaren Ort mehr und mehr überlagern.

Yanara Friedland, geboren 1983 in Berlin, ist eine deutsch-amerikanische Schriftstellerin und Übersetzerin. Ihre Essays und Prosatexte beschäftigen sich mit Migrationsnarrativen, Autofiktionen und Grenzgängern und erscheinen regelmäßig in Literaturzeitschriften wie *Asymptote*, *FENCE* oder *Western Humanities Review*. *Uncountry. Eine Mythologie* ist ihr erstes Buch und wurde 2015 mit dem Noemi Press Fiction Award ausgezeichnet. Sie lehrt am Fairhaven College of Interdisciplinary Studies und lebt in Bellingham (WA).

Maria Meinel, 1972 in Meißen geboren, übersetzt aus dem Englischen, Spanischen und Katalanischen. Neben Sachbüchern und Drehbüchern übersetzte sie u. a. Erzählungen von Jesús Ortega und Lyrik von Deborah D.E.E.P. Mouton und Ángeles Mora. Maria Meinel ist außerdem als freie Autorin, Lektorin, Dozentin und Moderatorin tätig. Sie lebt in Halle an der Saale.

Erscheint am 28. Januar 2021

ca. 22,00 € (D)

ca. 260 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-7518-0003-7

Auch als E-Book erhältlich

I

Lilith

Eine Frau ist eine dunkle Kammer / Eine Frau ist ein Meer /
Eine Frau ist ungehorsam / Eine Frau ist verdammt / Eine Frau
wohnt unter Dämonen und bringt Totgeborene zur Welt / Eine
Frau hat keine Milch in ihren Brüsten / Eine Frau hat Eulen-
füße / Eine Frau bricht den Hausfrieden / Eine Frau lauert
unter Türschwellen, in Brunnen und Latrinen / Eine Frau führt
Männer in die Irre / Eine Frau wird zum makabren Klischee /
Eine Frau wird aus dem Buch gestrichen / Eine Frau findet kei-
nen Ort für Rast

Schwarzes Meer

Katharina die Große schreibt gern. Jeden Morgen steht sie um
sechs Uhr auf und geht für drei Stunden ihrer literarischen
Arbeit nach, bevor sich ihre Diener die müden Augen reiben.
Zuerst wäscht sie sich Gesicht und Ohren mit Eis. Dann trinkt
sie fünf Tassen vom stärksten Kaffee, setzt sich mit dem Feder-
kiel vor die Kerze und verfasst in großer, fließender Schrift Ins-
truktionen, Korrespondenzen, Memoiren, Fabeln, Geschichten
und Komödien. Ihre Produktion ist gewaltig. Sie beendet ein
Stück nicht erst, bevor sie ein nächstes anfängt; und das erste
bleibt für immer unvollendet.

**

Das schwärzeste aller Meere schickt die Pest nach Europa.
Schwarz: Ein aschbleiches Blau, das alles Menschengemachte,
alles Menschenzerstörte gesehen hat.

Der Kornhandel entgleitet zu anderen Seehäfen; einzig die Bäume, die der Duc zu Zeiten des Opernhauses und der bestickten Tücher gepflanzt und gegossen, wiegen sich fort in den Augustnächten.

Zar Nikolaus II. rekrutiert rechte Truppen, bekannt als die Schwarzen Hundert, die jeden töten, der nicht russisch ist, zaristisch oder orthodox. 1905 erleiden die Juden von Odessa das blutigste aller Pogrome.

Katharina die Große steht auf ihrer Säule, während – weiter oben noch – das V der ziehenden Vögel zum Meer hin pfeilt.

Puschkins Büste auf Granit, mit fischen Fischen und der Inschrift »von den Odessiten«; so weiß man, von wessen Geldern sie errichtet wurde. Das Opernhaus vor und nach dem »Großen« Brand. Die Uspenski-Kathedrale mit himmlischen Glocken, überfallen, dann saniert. Der Woronzow-Leuchtturm wurde nach seiner Zerstörung zylindrisch wieder errichtet. Der Bahnhof: klassizistisch, die erste Klasse zur Puschkinska hin, die dritte zum Alten Heuplatz, zerstört. Neu errichtet im alten Stil. Und die Stufen zum Meer, 192, sind ein paar weniger jetzt.

An der Potemkin'schen Treppe steht ein Hochstaplerpaar und schnürt einen wilden Adler, eine Eule und einen Fasan auf ein Kreuz aus Metall. Kinder fächern dem Fasan die Federn. Für ein paar Münzen kann man den Vögeln über die weichen Schädel streichen oder sich die Eule sogar auf die Schulter setzen lassen. Die Eule hatte das Paar bei Nacht gefangen, in der Nähe der Katakomben, wo sie jenen Gaunern und Verfolgten als Glücksbringer galt, die zu spät kamen, um die Stadt noch auf dem Seeweg zu verlassen.

Exil

An einem heißen Julimorgen reist Mimi mit ihren Eltern ab. Ihr schwächlicher Körper lehnt an der Reling der Jekaterina, Kurs nach Kanada. Vom Hafen winken die Brüder. Mimi denkt nicht an das, was sie nicht wiedersehen wird.

Ihr Vater verweigert das Essen an Bord, weil es nicht kosher ist. Rinderbraten, Dörripflaumenkompott und Baked Beans. Ein Mädchen auf dem Schiff erkrankt an Masern. Mimi ist vier Wochen krank und wird nach der Ankunft in Montreal in eine Klinik gebracht. Frauen mit schwarzen Schleiern scheinen von Käfern bedeckt. Bis ins hohe Alter noch würde Mimi den Geschmack von Dörripflaumenkompott im Mund haben, bevor sie erkrankte.

Sie entkommen dem Schnaufen, dem Wind eines lichtlosen Tags.

Das Ritual aus Stille, Hunger und Orientierungslosigkeit zeugt Wolfsmütter.

Erst. Mal. Gibt. Es. Schmale. Kost.

Maurer \$7.00, Dreher \$6.00, Klempner \$6.00, Klempnergehilfen \$2.50, Estrichleger \$5.00, Steinmetze \$4.75, Tischler \$4.00, Handlanger \$4.00, Hufschmiede \$4.00, Schmiede \$4.00, Fliesenleger \$4.00, Glaser \$4.00, Schildner \$4.00, Verputzer \$4.00, Schindler \$4.00, Maschinisten \$3.75, Möbelschreiner \$3.50, Walzwerker \$3.50, Ungelernte Arbeiter \$2.00 bis \$2.50.

Mimis Vater, Torah-Lehrer im Osten, wird im Westen Hausierer.

Einmal verirrt er sich in einer Wohngegend und steht plötzlich vor einem Jiddischen Theater, wo eine Gruppe von Schauspielern eine Übertragung von Shakespeares *Der Sturm* probt. Eine

Weile lauscht er den gedämpften Gesprächen, den flüsternden Stimmen. Caliban ist ein großer ungarischer Jude mit einem Lispeln. Miranda fragt in die Runde: »Fun wonen is a Jid?«

Mimi lädt Fremde zu sich nach Haus, hat einen stattlichen Busen, entsinnt sich nie ihrer Kindheit. Sie erinnert an Marie Antoinette oder Madame Bovary. Das Herrische in einer Frau kommt schnell zu Fall.

»Sie war so beliebt, dass sie ohne Freunde starb«, wird man später sagen.

Mimi hat eine Krankheit. Die Krankheit ist ein Kreischen, ein katzenfreundliches. Sie kann für ein paar Tage verschwinden, ausbrechen, und wieder verschwinden. Es ist wie beim Feuer in Neros Rom; niemand weiß, ob Mimi die Krankheit selbst gelegt hat.

Manchmal poliert sie die ganze Nacht lang das Silber. Oder brüllt ein Kirchenhaus an: »Ich spreche kein Erzengelisch!« Dann kauft sie sich von Vaters Ersparnissen Kleider und Schmuck und zündet, die Rubine im BH versteckt, am Abend vor Schabbat feierlich die Kerzen an.

Sie treffen sich bei einer Hochzeit an der Küste. Sanftlila Sonnenschirme und ein Wandelgang zum Meer. Mimi tritt zum Schrei der Möwen aus einem weißen Zelt. Sie geht aufs Wasser zu und trifft ihn am Pier. Ihr Blick durchbohrt die Ferne.

»Wie die Sonne glitzert«, beginnt er.

»Sie glitzert immer«, zischt sie.

Die Stille wird vom Rhythmus der Wellen erfasst, und ohne ihn eines Blickes zu würdigen ruft sie unvermittelt: »Ho, Europa«, und winkt mit ihrer Handschuhhand.

Und er, mit Buster-Keaton-Miene, polierten Schuhen und rau-
chiger Stimme, ist so bezaubert von ihren Purpurlippen, den
hohen, blassen Wangenknochen, dem Lachen, das aus ihrer
Brust geflügelte Lettern entlässt. Er ist so hin und weg von
ihrem Geplauder über die Donau, ihre unglücklichen Vor-
fahren, den Aktienmarkt und all das Gold, das sie finden wird,
dass er einen Kredit aufnimmt und ihr einen Ring an den kal-
ten, weichen Finger steckt.

Das Winterland mit seinen blattlosen Bäumen sieht aus wie ein
Stoppelsesicht. Mimi schreitet in einem Satinmantel auf und
ab. »Der Atlantik«, seufzt sie, »macht mir Alpträume.« Die Tür-
klingel geht schon früh am Morgen. Ist ihr Mann im Geschäft,
empfängt Mimi den ganzen Tag Besucher. Sie serviert Kuchen,
kandierte Früchte und russische Sprichwörter. Endlich hat sie
eine Straße. Farwell Avenue. In Milwaukee.

Falken zeichnen sich ab vor dunklem Ackerland. Im Herbst
scheinen die Himmel zu sinken. Sie hat einen schönen Namen,
aber hierzulande wird sie von allen nur Mimi genannt. Ihr
Lachen lässt Fenster zersplittern. In der Kälte draußen wächst
es heran und betrauert das Haus. Sie trägt Kleider, Federkleider.
In Amerika und für Amerika.

Mimi nennt ihre Kinder »kleine Gesichter« und schreibt jedem
an die Wiege: Geh, denn du hast weder Anteil noch Erbe hier.
Damit Sukkuben und verstoßene Geister ihre Babys nicht
erwürgen. Sie erzählt ihrem Lieblingskind von den »Nestern«
und streicht ihm dabei über die Locken. Die Nester, sagt sie,
machen Gesetze. Sie kommen aus den niederen Regionen. Ihre
langen Finger zwirbeln.

Sie ist keine gebildete Frau, hat Bücher nur zur Dekoration.
Posthume Jackie O. – Biografien neben Jiddischen Liedersammlungen.

Manchmal zeigt sie ein Bild von Odessa, vom Primorskij Boulevard mit seinen Akazien, und beklagt den Verlust der griechischen und türkischen Cafés, der deutschen Bäckereien und französischen Friseure.

Die sonntägliche Purpursuppe reicht die ganze Woche.

Ihre Lieblingsgeschichte ist Tod. Wenn du stirbst, gehst du an einer Wand aus Steinen entlang, die aus der Erde ragen wie lange Gebeine. Wenn du stirbst, fällst du in einen Brunnen hinab und bringst Blut zum Spiegelbild des Mondes. Wenn du stirbst, trägt dich die vogeltötende Halluxkralle zum Orionbogen hinauf. Wenn du stirbst, kehrst du zurück zu Lehm und Nebel. Wenn du stirbst, wimmern die Golems. Wenn du stirbst, verschwindet die Welt. Wenn du stirbst, werde ich sterben.

Mimis Sohn, der miesgeborene, wird herausgezogen wie Wasser aus einem Brunnen. Große Zangen haben den Nacken fest im Griff. Taumeln der Laute, er drängt zurück. Seine Arme: Ruder. Die Drosselvene pocht. Auf dem Dach sind Eichhörnchen. Mimis Worte krächzen die Kehle herauf und fallen aus ihrem Mund wie unreife Beeren. Es braucht mehrere Schwestern, um Mimi zu halten. Sie brüllt. Frau der tausend Köpfe auf allen vieren; die Zange steckt noch irgendwo fest. Das Eibrot erbrochen auf weißen Laken. Das Baby ist plötzlich von tauhem Fleisch umgeben, sein Kopf in der trägen Strömung eines dunklen Weihers.

Die seltsamsten Augenblicke sind immer von Lächeln bevölkert.

Wenn Kinder im Schlaf lächeln, sagt Mimi, dann spiele Lilith mit ihren weichen Gliedern, bevor sie ihnen das Mark aus den Knochen saugt.

Mimi warnt vor dem Winter. Keine Verträge, keine Reisen. Keine Geburten, keine nächtlichen Einfälle. Seit Jahren spendet sie dem Krankenhaus Geschenke. Bis ihr Sohn mies geboren wird. Mimi behauptet, dass die Hände des Arztes zitterig und die Augen blutunterlaufen gewesen seien. Der Gerichtsprozess macht Mimi im ganzen Ort bekannt. Sogar die Zeitung schreibt über sie.

Eine Nachbarin, die die Zukunft sehen kann und oft mit Tieren spricht, wird beim Abendessen blass. Sie lässt ihren Löffel in die Suppe fallen und blickt zu Mimi hin. »Da sitzt eine Krähe auf deinem Kopf«, sagt sie. Mimi bröselt Brot auf ihren beinschwarzen Haarkranz und fragt: »Frisst sie?«

Vögel nisten sich in den Schränken ein, Mäuse hinterm Kühlschrank. Mimis Muttermal auf der Wange sieht aus wie ein zerkautes Stück Fleisch, das dörft auf der Haut. Sie zupft sich jeden Morgen vier Wimpern aus und gibt sie ihren Kindern. Die pusten ihre Wünsche über den Frühstückstisch.

Viktor Jerofejew
Enzyklopädie der russischen Seele
Roman

Aus dem Russischen von Beate Rausch

Was sind die Besonderheiten der russischen Mentalität, der russischen Werte und des russischen Lebensstils? Kurzum: Was ist die russische Seele?

Russland soll endlich wieder zur Supermacht werden. Doch dazu müssen Geheimdienstler und Militärs erst den mythischen »Grauen« finden. In ihre Suche schaltet sich ein russischer Intellektueller ein, der sich schließlich gemeinsam mit dem »Grauen« in verschiedenste Abenteuer und Liebschaften stürzt. Doch die wilde Achterbahnfahrt durch Russland endet jäh in dem phantasmagorischen Tod des »Grauen« und dem Wahnsinn des Helden. Alles empört ihn: das Volk, der Kreml, die Kommunisten, die Oligarchen, und Amerika sowieso. Mal lacht er über die russische Welt, mal verfällt er darüber in Depressionen, während der Traum einer neuen Metaphysik für die gesamte Menschheit ihn nicht mehr loslässt.

Mit dieser kühnen Mischung aus Roman, Krimi und Enzyklopädie, verbindet Jerofejew in seinem wohl umstrittensten Buch so spannungsreich wie philosophisch und so ironisch wie humorvoll Fiction mit Non-Fiction. Seine eigenwillige Interpretation der russischen Seele löste bereits kurz nach Erscheinen des Buches 1999 einen veritablen Skandal aus, der seither immer wieder und zuletzt 2010 aufflammte. Die deutsche Ausgabe ist um den Bericht des Autors über den Hergang dieser Ereignisse ergänzt.

Viktor Jerofejew, 1947 in Moskau geboren, wurde weltweit bekannt durch seinen 1989 erschienenen und in 27 Sprachen übersetzten Roman *Die Moskauer Schönheit*. 1979 wurde er wegen seiner Beteiligung an der Literaturanthologie *Metropol* mit von der Zensur verbotenen Texten vom Schriftstellerverband der UdSSR ausgeschlossen. Zudem ist er Herausgeber der ersten russischen Nabokov-Ausgabe. Er schreibt regelmäßig für die *New York Times Book Review*, *DIE ZEIT*, die *FAZ* und *DIE WELT*. Er lebt in Moskau.

Beate Rausch, geboren 1955, studierte Slawistik und Germanistik und übersetzt russische Literatur ins Deutsche, u. a. Viktor Jerofejew, Anton Tschechow, Daniil Charms. Sie lebt in Ulm, St. Petersburg und Triest.

Erscheint am 1. Juni 2021

ca. 25,00 € (D)

ca. 420 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-95757-952-2

Auch als E-Book erhältlich

Blech

Die Bodyguards schielten zum Fernseher hinüber. Ich trank in Gesellschaft von Leuten, die sich in der kriminellen Szene der Stadt gut auskannten. Ungeachtet meiner intelligenten Erscheinung bin ich imstande, die stärksten Typen unter den Tisch zu saufen; drei oder vier Flaschen Wodka am Abend zeigen bei mir keine besondere Wirkung, höchstens dass mir am nächsten Morgen die Haut am Bauch ein bisschen juckt. Diese Besonderheit hat mir mehr als einmal aus der Bredouille geholfen, manchmal aber zu unvorhersehbaren Folgen geführt, wie es letztlich auch in jener Nacht passierte.

Vom Mann an der Macht geht ein überirdisches Strahlen aus. In seinem gebieterischen Antlitz lodert anhaltende Ekstase. Im Saal wimmelt es von Obrigkeit. Betrunkene Geheimdienstler und Militärs, Vizepremiere, Führer und Unterdrücker der Demokratie, Staatsmänner, wichtige Pappnasen, Revanchisten und weitere Kremelschranzen ließen es krachen.

»Mein Blech ist besser als deins!«, waren Stimmen zu hören.

Jeder träumte von Blech.

»Dein Blech ist ja gar kein echtes Blech.«

»Ich hab vier Stück im Monat gekriegt.«

»Wann soll das denn gewesen sein!«

»Und ich habe eins aus Platin«, sagte einer.

Alle verstummten. Und ich fragte:

»Was für ein Blech meinen Sie denn?«

Sie kugelten sich vor Lachen.

»Und du, du hast wohl überhaupt kein Blech?«

»Nee, hab ich nicht!«, sagte ich wütend.

Gegen Morgen wollten sie plötzlich alle zusammen in den Kosmos fliegen. »Fliegt nur, ihr Täubchen«, dachte ich. Sie

boten mir an mitzufliegen, als Chronist, und es gab auch noch andere, nicht weniger ehrenvolle Angebote. Es endete damit, dass einer von ihnen – anscheinend der hellste Kopf, der sogar eine Ahnung von Literatur hatte – mit mir ein Gespräch über die verborgene Seite des Lebens in unserem Land anfang.

»Ich hab dich gelesen, und du gefällst mir nicht«, begann er mit der kurz vor Tagesanbruch üblichen Offenheit, die Krawatte verrutscht über dem weißen Regierungshemd. »Aber lass dir gesagt sein: Das ist hier ein verhextes Land.«

Ich grunzte zustimmend.

»Bermuda-Dreieck nichts dagegen. Das hier, das ist viel irrer. Reformen? Bei uns? Vergiss es!«, versicherte mir der führende Reformier.

Ich glaubte ihm schweigend aufs Wort.

»Es gab da die Überlegung, eine verbindende Idee zu suchen. Gefunden haben wir nur, was uns trennt.« Er blickte sich nach allen Seiten um. »Der Alte stört.«

»Finden Sie was Besseres«, sagte ich.

»Das meine ich nicht«, sagte der Reformier, zog den Kopf ein und schickte sich sogar an, unverstanden zu verschwinden, rief aber stattdessen:

»Pal Palytsch!«

Ein gewisser Pal Palytsch tauchte auf, betrunken. Dem Äußeren nach ein Silowik – Militär oder Geheimdienst. Vor lauter bitteren Gedanken hängender Unterkiefer. In Zivil.

»Klär ihn auf über den Alten. Er glaubt's nicht.«

Der Silowik blickte ängstlich Richtung Obrigkeit.

»Na, red schon, wo du schon mal angefangen hast«, sagte der Reformier nachdrücklich.

»Wir nennen es das wandelnde schwarze Loch«, zierte sich der Silowik. »Oder auch Trichter. Kurz gesagt, ein Eumel.«

»Das Gesetz des Verschwindens von Energie«, erklärte der Reformier.

Gespräche über alle möglichen bösen Kräfte sind mir immer willkommen, nur nicht mit betrunkenen Machthabern.

»Metaphern«, sagte ich.
»Triff dich mit ihm«, schlug der Reformier vor.
»Mit wem?«
»Mit dem Alten. Pal Palytsch organisiert das.«
»Er wird ihn aufsaugen«, sagte Pal Palytsch säuerlich und zeigte seine schlechten Zähne, zwischen denen Gold aufblitzte.
»Schlimmer als ein Ufo.«
»Ich arbeite nicht für die Regierung«, warnte ich versöhnlich.
»Das ist eine persönliche Bitte«, unterstrich der Reformier.

Feind des Volkes

[...]

Ich bin ein Volksfeind. Kein schönes Gefühl und kein Grund, stolz zu sein. Zum Gefühl der Verachtung gehört weniger Hochmut als vielmehr Hoffnungslosigkeit. Nach einigem Nachdenken kam ich zu dem Schluss, dass ich nicht einmal einen konkreten Anlass hatte. Gestern, auch in der vorigen Woche, hatten die Russen nichts Außergewöhnliches angestellt. Sie waren nicht auf der »Aurora« in die Mitte des Flusses gefahren (obwohl es sie in den Fingern gejuckt hatte), sie hatten keinem Säugling die Kehle durchgeschnitten (obwohl sie das hätten tun können). Sie lebten wie immer, tranken Bier, aber ich konnte mich schon nicht mehr damit abfinden.

[...]

Das russische Wort für »Volk« – »narod« – ist einer der präzisesten Begriffe der russischen Sprache. Er impliziert eine zweifache Übertragung der Verantwortung: vom »ich« auf das »wir« und vom »wir« auf (na) den Stamm, das Geschlecht (rod): »wir-sie«, Außen-Innen-Faktor, ewige Suche nicht nach Selbsterkenntnis, sondern nach Selbstrechtfertigung. Das Wort »narod« hat das russische Volk auf ewig zementiert.

Ungeachtet aller Unterschiede zwischen den sozialen Schichten und Generationen, Geschlechtern und Regionen sind die Russen eine Gemeinschaft mit Knute und Peitsche geprügelter Nachfahren. Die Russen sind Kinder der Folter. Dort, wo die Besonderheiten individuellen Lebens auf Kosten des gemeinschaftlichen Lebens gedeihen, ist »Volk« eine Metapher oder überhaupt ein nicht existierendes Wort. In unserem Land transportiert es die Essenz der Ungerechtigkeit.

Von Anfang an war ich verwirrt und hatte massenhaft Schuldgefühle. Eben jenem »Volk« gegenüber. Doch die Russen, die Eigenverantwortung mit Eigenmächtigkeit verwechseln, haben sich in einen klebrigen Klumpen verwandelt, der rollt und rollt und nicht zum Stehen kommen will, immer weiter abwärts eine schiefe Ebene hinunter, unter Ausstoßung von Flüchen, Parolen, Hymnen, folkloristischen Schüttelreimen, Ohs und Ahs und nationalistischem Pathos. Als ich erwachte, erkannte ich das Volk an der allgemeinen, wie in einem Eintopf köchelnden Stimmung wieder. Penner, Intelligenzija, Fatalismus-Vertreter – alles eine Soße.

Ich schaltete den Fernseher aus. Ich hörte auf, mit den Unseren zu fiebern.

Zielscheibe

[...]

Ein Windhauch lässt uns erschauern. Russe sein heißt Zielscheibe sein. Die Opferbereitschaft der Opfer ist auch eine Funktion in einer Welt, in der wir von anderen Verpflichtungen befreit sind, die wir, wenn es denn sein muss, schlampig, flüchtig und nebenbei erfüllen. Es gibt seltene Perioden, in denen die Russen ihren Passivmodus vergessen und beginnen, andere Völker in ihrem schöpferischen Beginnen nachzuahmen, irgendetwas zu bauen, nach irgendetwas zu streben. Jedes Mal endet das kläglich. Das russische Leben ist dazu

angetan, die Menschen vom Leben abzulenken. Der Widerstand der erstarrten Mutter Russland unterstreicht nur ihre Bedeutung. Russland muss sein, wie es ist, ebenso wie der Ekklesiastes der Ekklesiastes ist, also eines der Bücher der Bibel.

Davon abgesehen, dass Russland seine reine, äußerlich christliche Erfahrung an andere Länder mit anderer Bestimmung weitergeben wollte, und darum quälte es sie lange und vergeblich.

Unter den gegenwärtigen Bedingungen wirkt Russland verloren, steht auf der Verliererseite im Verhältnis zum Rest der Welt, wo das aktive Beginnen auf organische Weise erklärt wird. Russland indes ist geschaffen für Gebet, Schwermut und Unglück. Russland ist eine Art Land, das menschliches Unglück produziert. Historisch gesehen sind alle Bedingungen gegeben, dass unser Land ununterbrochen unglücklich sei. Die russischen Regierenden bewältigen getreulich ihre Aufgaben, welcher Orientierung auch immer sie angehören. Russland ist gut im Entwerfen utopischer Projekte, die offenkundig nicht zu verwirklichen sind und deren Umsetzung viele Opfer fordert. Mehr kann man kaum erwarten, nicht einmal von einem so großen Land.

Wie jedes andere Land muss man auch Russland nach seinen eigenen Ressourcen und dem endgültigen Resultat beurteilen. Mag auch das Resultat vom Standpunkt des Westens negativ aussehen. Mag es auch aus östlicher Sicht seltsam sein. Aber in Russland existiert eine positive Unfähigkeit zu einem so genannten normalen Leben. Jeder Zar hat seinen Rasputin. Russland hat die Extreme der menschlichen Natur demonstriert und die Vorstellung von einer goldenen Mitte zerstört. Es hat die Unmöglichkeit der menschlichen Freiheit gezeigt. Man muss ihm einfach Respekt zollen für seine Treue gegenüber sich selbst.

Nach wie vor ist der Stil der Schriftsteller, die über Russland schreiben, vorwiegend bestimmt von mitfühlender Gefühlsduselei. Der Fehler sowohl der Westler als auch der Slawophilen

besteht darin, dass sie Russland Glück wünschen. Seit Tschadajews Zeiten haben berühmte Persönlichkeiten also Unrecht mit ihrer tief verwurzelten Sorge um die verzweifelte Lage des eigenen Staates. Die Angst vor der Angst, die Furcht davor, mit Genuss tief in sie einzutauchen, ist der Mehrheit der russischen Intelligenzija eigen. Die ewige und hilflose Idee, Russland gegen seinen Willen am Schopf herauszuziehen, begegnet einem in der Literatur auf Schritt und Tritt und wird allmählich zumindest lästig.

Sie alle wollen ein glückliches Russland mit leckerem Festtagsbrot, Osterkuchen und Stör auf dem Tablett serviert haben. Sprotten in Tomatensoße sind nichts für sie. Zumindest sind Sprotten nicht ihre Idealvorstellung.

Russland ist zweifellos ein gefährliches Land. Aber hier muss man Nietzsche zustimmen, der dazu aufruft, »gefährlich zu leben«. Ein Aufschwimmen entschiedenem Nationalbewusstseins, eine Mischung aus Peitsche und süßlicher Bigotterie sehe ich beim späten Gogol, doch nicht einmal er hatte genug Kraft, den Gedanken zu Ende zu führen. Verräter und einige Ausländer haben sich aufrichtig bemüht, Russland als Land des Bösen und des Unglücks darzustellen, aber sie haben das nur aus politischem oder touristischem Interesse getan, und darum waren sie nicht konsequent genug. Wir zucken jedes Mal zusammen bei neuen Beweisen dafür, dass hier jeder eine Zielscheibe ist. Doch es kommt die Zeit, da das Land der wandelnden Zielscheiben sich als nicht konkurrenzfähig erweist und die Arbeit aller, die auf Angst und Opferbereitschaft basiert, die ständigen Neustarts nicht mehr aushält.

Wenn man in dem Stil weitermacht, wird das »Legoland« mit Namen Russland vermutlich vom Erdboden verschwinden. Wie das antike Hellas, dessen Götter sich in erbauliche Spielsachen verwandelten. Eine Parallele zwischen Griechenland und uns ist ein nicht besonders heiliger Geist. Griechenland verbrannte durch religiösen Formalismus, Russland brennt durch formale Religiosität.

In der Ökonomie des menschlichen Geistes wird der Verlust Russlands unersetzbar sein, nicht weniger, aber auch nicht mehr als das.

Matrjoschka

Glaukt man der Matrjoschka, dann ist das Leben eine Rolle rückwärts in den Mutterleib. Im Zentrum der russischen Welt ein Embryo. Alles Übrige ist Verhüllung, Prana, Verschleierung. Was für tolle Weiber große Matrjoschkas auch sein mögen, sie sind oberflächlich und selbstgefällig. In ihnen sitzt die statische Eitelkeit des Lebens.

Nimmt man eine Matrjoschka in die Hand, kann man nicht aufhören, sie aufzudrehen und auseinanderzunehmen. Man möchte bis zur Wahrheit vordringen. Die Matrjoschka basiert auf dem primären Spiel, das schon das Kleinkind kennt und an dem sich auch der wesentliche sexuelle Effekt von Kleidung festmacht – dem Versteckspiel. Die Wahrheit ist im Geheimnis begraben. Die Wahrheit fordert Opfer. Die großen Matrjoschkas sind schwanger mit den kleinen wie mit ihrem eigenen mehrfachen Tod. Sie quietschen, die Köpfe fliegen zum Vergnügen. Je weiter nach innen, desto weniger Farben, schwächer die Fantasie, müder der Künstler. Die Matrjoschka ist Zeichen von chronischer Übermüdung und Lichtscheu. Das kleinste Figürchen, der aus Platzmangel schlecht bemalte, winzige hölzerne Embryo, hat das Rührende eines »Kindchens«. Ein kurzes Aufwallen von Rührung. Verlangen nach den Eltern. Im Gesicht keine Falten, sondern irgendein Spinnwebgewebe, wie Reibeisen die Hände. Man weiß nicht, handelt es sich um eine Frau oder einen Mann. Die rauen mütterlichen Hände möchte man küssen und die väterlichen Falten glätten. Aber die russische Integrität ist zu winzig für Emotionen, die Intaktheit hilflos, all das sind nur Fantasien, und die kleinste Puppe rollt jedes Mal unter den Tisch.

[...]

Der Niedergang Russlands

Das Haus ist gebaut, der Hausherr tot. Im Westen sind die Häuser gebaut. Und wir – ohne Häuser – laufen putzmunter herum. Der Fundamentalismus ist die Agonie der Weltreligionen. Wird dann noch irgendwas kommen? Die Russen haben immer gemeint, der Niedergang des Westens sei unausweichlich. Da haben sie sich wohl verrechnet. Anstelle des Westens geht Russland unter. Allerdings hatte man auch nach der Revolution geglaubt, Russland sei am Ende. Aber in diesem Wahnsinn steckte Energie. Ein wahnwitziger Enthusiasmus. Der Russe läuft voll mit Utopien wie mit Eiter. Dann platzt er. Alle halten Schritt, wir marschieren – mit dem linken Fuß zuerst. Und das erfüllt uns mit berechtigtem Stolz. Wir wollen allen beibringen, aus dem Tritt zu kommen.

Die Russen wissen nicht, was »Norm« bedeutet. Sie sehen, dass andere anders leben, aber bei ihnen selbst will es nicht klappen. Die Jahre vergehen, es klappt nicht. Bei den Deutschen hat es geklappt, bei den Japanern hat es geklappt. Hier muss es nicht sein. Nicht, dass sich alle darüber freuen würden, aber es regt sich auch keiner besonders darüber auf. Was soll's. Was wird mit Russland, wenn es untergeht? Was tun mit diesem großen verwesenden Leichnam?

Gelöschten Kalk drüberstreuen.

[...]

Beschreibung der Nation

Der Russe besteht aus »Nichts«, das »Alles« mit einschließt. Der Russe meint, dass ihm nichts gehört. Der Russe meint, dass ihm die ganze Welt gehört. Bei aller äußerlichen Sanftheit und allem Wohlklang Russlands, bei seinem femininen Äußeren, seiner Liebe zu Kefir, lebt in diesem Land eine Bevölkerung mit ungeheurem Appetit. Gestern – alles, heute – nichts, morgen –

wieder alles. Würde man diesen Stil des »Alles-Nichts-Alles« geschickt kultivieren und groß rausbringen, könnte man ein angesagtes Land werden, so was wie Nepal.

[...]

Hoffnung

Die Hoffnung stirbt in Russland zuerst. Das ist die Schlussfolgerung, die man aus der russischen Geschichte ziehen kann.

Ich fuhr nach Haus

Was ist das, Glück?

Ein Pudding.

Einfach ein Pud-d-d-ing.

Unser Glück.

Geht mir aus der Sonne.

Ich bin gern Russe. Ich stelle mich gerne taub. Ich gehe spazieren und lasse alles zum einen Ohr rein und zum andern raus. Das darf man nicht, sagen mir alle. Aber ich sage: Sagt nicht zu mir »das darf man nicht«. Das ertrage ich nicht. Geht mir aus der Sonne.

[...]

Methode

Um Russland zu verstehen, muss man sich entspannen. Die Hosen ausziehen. Einen warmen Schlafrock anziehen. Sich aufs Sofa legen. Einschlafen.

Vision

Ich ging eine Straße entlang. Manchmal ergriff mich Verzweiflung. Kornblumen. Im Grunde bin ich selbst »wir«. »Wir« – das eben ist die russische Seele. Auch ich neige zu Niedertracht. Begegnung mit dem Grauen. Endlich sind wir einander begegnet. Ich – und der Graue.

Naturkunden

Peter Matthiessen
Der Schneeleopard

Aus dem Englischen von Stephan Schuhmacher und Maria Csollány. Mit einem Nachwort von Bernhard Malkmus

Im Herbst 1973 bricht Peter Matthiessen mit dem Biologen George Schaller in die höchsten ganzjährig bewohnten Bergtäler der Erde auf: ins nepalesische Dolpo. Schaller möchte das Brunftverhalten hochalpiner Blauschafe dokumentieren, Matthiessen will den Krestod seiner Frau verarbeiten. Beide eint die Faszination, die vom geheimnisvollsten Bewohner des Dolpo ausgeht – vom Schneeleoparden.

In diesem Meisterwerk, für das Matthiessen gleich zweimal den »National Book Award« erhielt, verbinden sich naturkundliche Klarheit, spirituelle Wachsamkeit und die lyrische Kunst der Sprachverknappung zu einem lebensverändernden Leseerlebnis. Noch nie war dieses literarische Zeugnis für geistige Selbstbescheidung und gegen Konsumismus dringlicher und zeitgemäßer als heute.

Peter Matthiessen (1927–2014) war ein amerikanischer Schriftsteller, Natur- und Umweltschützer. Nach dem Studium übersiedelte er nach Paris, wo er eine Literaturzeitschrift *The Paris Review* gründete. Bereits 1959 wies er in seinem Buch *Wildlife in America* auf den Klimawandel hin. Neben Veröffentlichungen für Zeitschriften, wurden etliche seiner Bücher im *New Yorker* als Fortsetzungen abgedruckt. Für seine Werke erhielt er vielfache Auszeichnungen.

Maria Csollány (1932–2018) war nach ihrer Flucht aus den Niederlanden nach Ungarn ab 1953 für eine ungarische Tageszeitung und als Übersetzerin tätig. Wegen des Ungarischen Volksaufstands floh sie erneut und lebte ab 1956 in Deutschland, wo sie seit 1971 als mehrfach preisgekrönte Übersetzerin aus dem Englischen, Ungarischen, Niederländischen und Afrikaans ins Deutsche arbeitete.

Stephan Schuhmacher ist Autor, Herausgeber und Übersetzer. Er studierte Soziologie, Psychologie, Japanologie und Sinologie. Nach seiner Arbeit als Lektor und Programmleiter zog er nach Südwestfrankreich und gründete dort das Redaktionsbüro und internationale Netzwerk ENSO Publishing.

Erscheint am 1. April 2021

ca. 38,00 € (D)

Ca. 330 Seiten, Oktav-Format, flexibler Einband, fadengeheftet und mit farbigem Kopfschnitt

ISBN 978-3-95757-950-8

Prolog

Ende September 1973 machte ich mich zusammen mit GS auf eine Reise zum Kristallberg. Wir wanderten westwärts unterhalb des Annapurna und nach Norden den Lauf des Kali-Gandaki-Flusses entlang, dann in westlicher und nördlicher Richtung um die Dhaulagiri-Gipfel und über das Kanjiroba-Gebirge, insgesamt rund vierhundert Kilometer in das Dolpo-Gebiet auf der Tibetischen Hochebene.

GS ist der Zoologe George Schaller. Ich lernte ihn 1969 in der Serengeti-Steppe in Ostafrika kennen, wo er an seiner vielgepriesenen Studie über den Löwen arbeitete.

Als ich ihm das nächste Mal im Frühling in New York City begegnete, hatte er eine Forschungsarbeit über Wildschafe und -ziegen und die ihnen nahverwandten Ziegenantilopen begonnen. Er lud mich ein, ihn im kommenden Jahr auf eine Expedition in den Nordwesten Nepals zu begleiten, wo er in der Nähe der tibetischen Grenze die Bharals oder Himalaja-Blauschafe beobachten wollte; es ging ihm um einen Beweis für seine Vermutung, dass diese seltene »Schafsart« entlegener Gebirgsregionen weniger zu den Schafen als vielmehr zu den Ziegen gehöre und möglicherweise der gemeinsamen Urform beider Arten sehr nahestehe. Wir wollten die Tiere in der Herbstbrunft beobachten, denn das Fressen und Schlafen, mit dem sie in den übrigen Jahreszeiten hauptsächlich beschäftigt sind, lässt kaum Hinweise auf ihre Evolution und für die vergleichende Verhaltensforschung zu. In der Gegend von Shey Gompa, dem »Kristall-Kloster«, dessen buddhistischer Lama verboten hatte, den Tieren etwas anzutun, sollten Bharals angeblich noch in größerer Zahl vorkommen und leicht zu beobachten sein. Und wo es genügend Bharals gab, da sollte eigentlich auch die sel-

tenste und schönste der Großkatzen, der Schneeleopard, vorkommen. GS kannte nur zwei Nichtasiaten – er selbst war einer davon –, die im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre mit eigenen Augen einen Schneeleoparden im Himalaja gesehen hatten; die Hoffnung, das nahezu schon mythische Tier dort in den Schneebergen zu Gesicht zu bekommen, wäre allein Grund genug für die Reise gewesen.

Vor zwölf Jahren hatte ich während eines Besuchs in Nepal die eindrucksvollen Schneegipfel im Norden gesehen; diese Entfernung zu überwinden, das großartigste Gebirge unserer Erde Schritt für Schritt zu überqueren, auf dem Weg zu einem Ort, der Kristallberg genannt wird, sollte eine echte Pilgerfahrt sein, eine Reise des Herzens. Seit die Chinesen sich Tibet angeeignet haben, gilt das bis heute im Westen nahezu unbekannte Gebiet von Dolpo als eine letzte Enklave reiner tibetischer Kultur, wie die tibetische Kultur ihrerseits zur letzten Bastion »all dessen geworden ist, wonach die heutige Menschheit sich sehnt, entweder weil es verloren gegangen oder noch nicht verwirklicht worden ist, oder weil es in Gefahr ist, ganz aus dem Blickfeld der Menschheit zu entschwinden: Das ist die Stabilität einer Tradition, die ihre Wurzeln nicht nur in der historischen oder kulturellen Vergangenheit hat, sondern im innersten Wesen des Menschen.«

Der Lama von Shey Gompa, der in Dolpo am höchsten verehrte Rimpotsche oder »Kostbare«, hatte seine einsame Klausur nicht verlassen, als vor siebzehn Jahren ein Kenner der tibetischen Religionen zum Kristall-Kloster vorgedrungen war, doch wir waren überzeugt, dass wir mehr Glück haben würden.

Auf dem Weg nach Nepal besuchte ich Varanasi, die heilige Stadt am Ganges, und die buddhistischen Heiligtümer in Bodhgaya und Sarnath. Mitte September lag die braune Hitze der Monsunstage drückend über der Gangesebene, und ich war froh, dass ich nach wenigen Tagen nach Norden, nach Katmandu in den grünen Ausläufern der Himalaja-Kette weiterfliegen konnte. Dieser Tag war klar, zwischen Tempeltürmen

und abgestuften Pagoden taumelten rote und schwarze Drachen im Wind. Die trockene Luft in 1300 Meter Höhe war wohltuend nach der feuchten Hitze Indiens, doch die Gipfel im Norden waren von dichten Monsunwolken verhangen, und abends regnete es.

Im Hotel traf ich GS an. Wir hatten uns über ein Jahr nicht gesehen, die letzten Briefe hatten wir im Sommer gewechselt, und er war froh, dass mir nichts dazwischengekommen war. In den folgenden beiden Stunden hatten wir ein derart intensives Gespräch, dass ich mich fragte, ob es in den kommenden Monaten überhaupt noch etwas zu sagen geben werde. Wir würden einander die einzige Gesellschaft sein, und wir kannten uns noch nicht sehr gut. (Ich hatte einmal über GS geschrieben, er sei »zielstrebig, unzugänglich«, außerdem »ein strenger Pragmatiker und als solcher nicht imstande, einen unwissenschaftlichen Standpunkt wohlwollend zu beurteilen; er mustert alles mit kritischem Blick«. Aber auch als »eifrigen, schmächtigen jungen Mann« hatte ich ihn beschrieben, und auch jetzt war er eifrig und mager wie eh und je.)

Während der letzten drei Tage in Katmandu herrschte Regenwetter. Verzweifelt drängte GS zum Aufbruch, nicht nur, weil er Städte hasste, sondern weil der Winter früh in den Himalaja einfällt und der hiesige Monsunregen auf den hohen Pässen zwischen Katmandu und unserem Ziel wahrscheinlich als schwere Schneemasse niederging. (Wie wir später erfuhren, übertraf die in jenem Oktober gemessene Regenmenge alle bisherigen Rekorde.) Bereits Monate zuvor hatte GS eine Einreiseerlaubnis nach Dolpo beantragt, aber diesem Antrag wurde erst am letzten Tag stattgegeben. Wir schrieben die letzten Briefe und schickten sie ab; wo wir hingingen, würde es keine Post geben. Alle überflüssigen Gegenstände und Kleidungsstücke wurden ausrangiert, die Reiseschecks tauschten wir in schmutzige Päckchen kleiner Rupianscheine um, denn bei Bergvölkern kann man mit großen Banknoten nichts anfangen. Zusammen mit den Sherpa, unseren Reise- und Lagergehilfen, verstaute

wir Zelte und Geschirr und kauften, was uns an Vorräten noch fehlte, im orientalisches lauten Asan Basar, wo ich 1961 einen kleinen, von grüner Patina überzogenen Bronze-Buddha erstanden hatte. Später begannen meine Frau und ich mit der Praxis des Zen-Buddhismus, und es war der grüne Buddha aus Katmandu, den ich im New-York-Hospital auf den kleinen Altar in Deborahs Zimmer stellte, wo sie im Winter letzten Jahres an Krebs starb.

Früh am Morgen des 26. September, bei heftigem Regen, quetschten wir uns samt Fahrer, zwei Sherpa und der gesamten Expeditionsausrüstung in einen Landrover, der uns nach Pokhara bringen sollte; zwei weitere Sherpa und fünf Tamang-Träger folgten anderntags mit dem Bus nach. Am achtundzwanzigsten September wollten wir aus Pokhara aufbrechen. Nun hatte es dreißig Stunden lang ununterbrochen geregnet, wodurch alle Abreisen und Ankünfte in Frage gestellt wurden. Bei diesem verheerenden Wetter erschien mir unsere Reise immer unwirklicher, und an der Hoteltheke stürzte mich das warme Lächeln einer hübschen Touristin in Zweifel: Wie stellte ich mir diese Reise vor, wohin wollte ich überhaupt und weshalb?

Von Katmandu führt die Straße nach Pokhara durch das ehemalige Gurkha-Reich am Fuß des Zentralgebirges; hinter Pokhara gibt es keine Straße mehr nach Westen. Durch die steilen Schluchten des Flusses Trisuli, der durch die Regenfälle zum reißenden Strom angeschwollen war, wand sich die Straße gen Westen. Das schmutzige Wasser schäumte in den Stromschnellen und wurde zunehmend trüber, da immer wieder Erdbeben von den Wänden hinabdonnerten. Hin und wieder stürzten Felsbrocken vor uns auf die Straße; dann wartete der Fahrer, bis alles zur Ruhe gekommen war, und schlängelte sich dann durch das Geröll, während wir zu den drohend über uns hängenden Gesteinsmassen hinaufstarrten. In den regenverhangenen Bergen begegnete uns eine Gruppe verummter Gestalten. Sie trugen einen Leichnam, und ihr Anblick erweckte düstere, unbehagliche Vorahnungen.

Nach Mittag ließ der Regen nach, und im grell zwischen den Sturmwolken hervorbrechenden Sonnenlicht fuhr der Landrover in Pokhara ein. Der nächste Tag brachte eine wässrige Sonne, am Südhimmel wechselte die Bewölkung, während vom Himalaja im Norden nichts zu sehen war als dicke Wolkenwirbel. In der Abenddämmerung schwebten weiße Reiher vor den tiefhängenden, jetzt wieder regenschwarzen Wolken; über die Erde brach Dunkelheit herein. Dann plötzlich strahlte mehr als sechs Kilometer über den schmutzigen Straßen des Flachlandes ein leuchtend weißer Schein auf, so hoch, als läge er gerade über unseren Köpfen: das Licht der Schneefelder. Gletscher tauchten auf und verschwanden wieder im Grau; und noch einmal öffnete sich der Himmel, und die Schneehaube des Machhapuchare glitzerte wie eine Turmspitze eines überirdischen Königreiches.

In der Nacht versammelten sich die Sterne, und obwohl der Mond nicht schien, leuchtete der Machhapuchare wie ein riesiger Geist in der Ferne. Der Schuppen, in dem wir hinter einer Art von Gasthaus kampierten, war voller Moskitos. Einmal schrie mein Freund im Traum auf. Ich fand keinen Schlaf und ging bei Tagesanbruch ins Freie, wo drei Gipfel des Annapurna klar aus einer niedrig hängenden Wolkenbank hervorragten. Heute wollten wir nach Nordwesten aufbrechen.

Westwärts

Bei Sonnenaufgang versammelt sich die kleine Expedition unter einem riesigen Feigenbaum außerhalb von Pokhara: zwei weiße Sahibs, vier Sherpa und vierzehn Träger. Die Sherpa kommen aus jenem berühmten Bergstamm in Nordost-Nepal, der von jeher die Bergführer und Begleiter für die Besteigung der Himalaja-Gipfel stellt. Das buddhistische Hirtenvolk der Sherpa ist in den vergangenen Jahrhunderten aus Osttibet eingewandert – Sherpa heißt auf tibetisch »Ostländer« –, und die

tibetische Herkunft zeigt sich sowohl in ihrer Sprache als auch in ihrer Kultur und ihrem Aussehen. Unter den Trägern ist ebenfalls ein Sherpa, dazu kommen zwei tibetische Flüchtlinge, die anderen sind gemischt arischer und mongolischer Rasse. Die meisten barfuß, in zerrissenen Shorts oder am Gesäß pludrigen und an den Beinen engen indischen Hosen, mit den verschiedensten alten Jacken, Schals und Kopfbedeckungen bekleidet, taxieren die Träger die großen Weidenkörbe. Zusätzlich zu ihrem eigenen Proviant und ihren Decken schleppen sie auf vornübergebeugtem Rücken eine Traglast von bis zu vierzig Kilogramm, gehalten von einem breiten Stirnband.

Vor einer jeden solchen Reise in das Gebirge gibt es zunächst ein langes Abwägen und Schimpfen über die Lasten, das von schrillum Gefeilsche begleitet wird. Die Träger stammen meist aus der näheren Umgebung, Leute ohne feste Arbeit, aus Gewohnheit unzuverlässig und berüchtigt dafür, dass sie nur Ärger machen. Allerdings werden sie für ihre Plackerei elend bezahlt; sie bekommen etwa einen Dollar pro Tag. In der Regel begleiten sie die Expedition nur bis zu einer Wochenreise von ihrem Heimatort aus und müssen dann durch neue Träger ersetzt werden, wobei das Schreien und Feilschen von Neuem beginnt. Heute brauchen wir zwei Stunden, bis alle vierzehn Träger zufrieden sind und die zerlumpte Schar sich nach Westen aufmacht. Unterdessen sind am Himmel die ersten Wolken aufgezogen.

Wir sind froh, losmarschieren zu können. Am Stadtrand von Pokhara sieht es aus wie in den Außenbezirken aller tropischen Städte: herumlungende Kinder, misshandelte Erwachsene, krumme Hunde und magere Hühner im Durcheinander zerfallender Baracken, zwischen Müll, Schlamm, Unkraut und stinkenden Wassergräben; in der Luft ein faulig-süßer Geruch, überall grellfarbener Plastikabfall und schmutzige Fruchtschalen, die von den Schweinen verschlungen werden. Die hungrigen Schweine und Hunde fressen sogar menschliche Exkremente, die überall am Wegrand liegen. Bei schönem Wet-

ter kann man das Treiben mit etwas gutem Willen malerisch nennen, jetzt aber, am Ende der Regenzeit, scheint sich aller Dreck des Lebens in die fahle Haut der ausgemergelten Gestalten eingefressen zu haben, die sich kauern abseifen und ihre Kleider jeden Morgen in den Regenpfützen spülen.

Braune Augen sehen uns nach. Die Not Asiens kann man weder ansehen noch sich von ihr abwenden. In Indien tritt das menschliche Elend derart geballt auf, dass man nur Einzelheiten wahrnimmt: ein verkrüppeltes Bein oder eine leere Augenhöhle, ein kranker Hund, der welches Gras frisst, oder eine alte Frau, die den Sari lüftet, um ihren harten Kot am Straßenrand abzusetzen. In Varanasi gibt es noch Lebenshoffnung, die in Städten wie Kalkutta längst abgetan wurde, Städten, die an die Toten und Sterbenden in ihren Gossen aufgegeben scheinen. Shiva tanzt in den gewürzten Speisen, im heiteren Geklingel der Fahrradpuls, im ungehaltenen Hupen der Busse und im Gekecker der Tempelaffen, in den leuchtend roten Kas- tenzeichen auf den Frauenstirnen und selbst im Geruch von verbranntem Menschenfleisch, der über den Ghats liegt. Das größte Wunder dabei ist, dass die Menschen lächeln. Im heißen, stinkenden, lärmenden Varanasi, wo beim feurigen Sonnenaufgang Schwalben wie die Seelenvögel der Verstorbenen über den ruhigen, breiten Fluss entschwinden, rührt einen plötzlich dieses Lächeln an, das Lächeln eines blinden Mädchens oder eines würdigen alten Hindu mit weißem Turban, der dem schimpfenden Busfahrer gütig nachschaut, eines Flöte spielenden Betteljungen oder einer gebrechlichen alten Frau, die heiliges Wasser aus dem Ganga, dem Fluss, über einen rotgefärbten Steinelefanten ausgießt.

Gleich neben den Scheiterhaufen und den Schlachthöfen erhebt sich am Fluss ein großer Palast, bemalt mit riesigen Tigern in Bonbonfarben.

Varanasi dürfte auch das Ziel jenes uralten Hindu sein, dem wir am Rand von Pokhara begegnen; kauern in einem Korb, der von vier Dienern an Stangen auf den Schultern getragen

wird, befindet er sich offenbar auf seiner letzten Reise zur Mutter Ganges mit den dunklen Tempeln oberhalb der Scheiterhaufen, wo die Pilger warten können, bis ihre Stunde gekommen ist und sie sich den weißen Leichnamen zugesellen, welche wiederum darauf warten, auf brennende Holzstapel gelegt zu werden. Die Wärter schieben hier einen gelben Fuß, dort einen gekrümmten Ellbogen ins Feuer zurück und rechnen zuletzt die Überreste von dem brennenden Scheiterhaufen in die rasche Strömung. Aber immer bleibt noch so viel übrig, dass die langschnäuzigen Aashunde davon leben können, wenn sie die Asche durchwühlen, während heilige Kühe – stille, große, weiße Geschöpfe – die Strohseile fressen, mit denen die ausgemergelten Körper auf ihrer Bahre festgebunden werden.

Der alte Mann, der an uns vorbeigetragen wird, ist innerlich ausgezehrt. Der blinde, gierige Blick aus tiefliegenden Augen und der vor sich hin mümmelnde Mund verraten, wer hier Wohnung bezogen hat und nun zu den Augen herausstarrt.

Ich nicke dem Tod im Vorübergehen zu, plötzlich des Tappens meiner eigenen Füße auf dem Pfad bewusst. Der Alte ist schon in einer Schattenwelt verloren und erwidert die Geste nicht.

Ein grauer Uferweg, darüber grauer Himmel. Eine bunte Bachstelze hüpfte in der Schnelle von Fels zu Fels.

Begegnungen auf dem Weg: eine zarte Frau mit einem Packkorb voll kleiner silberner Fische, eine andere wird von einem Korb voller Steine niedergedrückt, der meinen Rucksack beschämend leicht erscheinen lässt. Die Steine werden in Pokhara von anderen Frauen zu Schotter zerklopft, die Arbeit von Millionen brauner Hände für eine neue Straße südwärts, nach Indien.

Die Sonne bricht durch, es nähert sich eine Gruppe von Magar-Frauen, sie tragen rote Schals und schweren Messingschmuck im linken Nasenflügel. Ein Hahn mit großem, rotem Kamm klettert im Morgenlicht eifertig auf das Strohdach einer Hütte am Wegrand, ein kleines Mädchen stimmt ein Lied an.

Unter dem Himmel türmen sich die leuchtend weißen Gipfel des Annapurna, ein Bollwerk inmitten der gewaltigen Brustwehr, die sich in westöstlicher Richtung über 2700 km erstreckt: der Himalaja, die alaya (Wohnstätte) des hima (Schnee).

Hibiskus, Rhododendron und Bougainvillea, vor der Kulisse der Schneegipfel scheinen die tropischen Blüten zu einer Märchenlandschaft zu gehören. Auf einer grünen Wiese tummeln sich Makak-Affen, eine Türkentaube dreht ihre Runden im strahlenden Licht. Die häufigsten Vogelarten in dieser Gegend sind Drongos, Tauben, Bartvogel und der weiße Ägyptische Geier; sie alle haben nahe Verwandte in Ostafrika, wo GS und ich uns kennenlernten. GS fragt sich, wie ein hiesiger Geier sich wohl beim Anblick eines Straußeneis verhalten würde; im Pleistozän war der Strauß auch in Asien heimisch. Den Ägyptischen Geier Afrikas zählt man zu den »werkzeugbenutzenden« Vogelarten, denn er bricht die riesigen Straußeneier auf, indem er mit seinem Schnabel Steine gegen die Schale schleudert.

Bis in jüngste Zeit waren die Ebenen Nepals mit Wäldern des immergrünen Salbaumes (*Shorea robusta*) bedeckt, die Elefanten, Tiger und das große Indische Nashorn beheimateten. Das Abholzen der Wälder und die Vernichtung der Grasnarbe durch Viehherden hat sie verschwinden lassen. Nur im Südosten, im Rapti-Tal, leben noch einige wenige Elefanten. Der letzte wilde indische Gepard wurde 1952 in Zentral-Indien gesichtet, der asiatische Löwe ist mit Ausnahme einer kleinen Population in den Gir-Wäldern nordwestlich von Bombay ausgerottet, und der Tiger gehört schon fast überall zu den Fabeltieren. Die Zahl der freilebenden Huftiere nimmt vor allem in Indien und Pakistan rapide ab, seit ihre Lebensräume durch die expandierende Landwirtschaft, durch Abholzen der Wälder und übermäßiges Abweiden durch ausgehungerte Haustierherden, durch Erosion und Überschwemmung zerstört werden – durch den ganzen unheilvollen Zyklus, der durch die Überbevölkerung einer Landschaft in Gang kommt. Mehr als

anderswo auf der Erde ist in Asien die Errichtung von Naturschutzgebieten erforderlich, ehe noch die letzten Vertreter einiger Tierarten ausgerottet sind. Wie GS schrieb, »verändert der Mensch die Welt so rasch und grundlegend, dass die meisten Tiere sich den geänderten Bedingungen nicht anzupassen vermögen. Wie auch andere Orte der Erde ist der Himalaja Schauplatz eines großen Sterbens, das um so trauriger ist als das Aussterben der Arten im Pleistozän, da der Mensch inzwischen die Mittel hat und um die Notwendigkeit weiß, die Zeugen seiner eigenen Vergangenheit zu retten.«

Der Trägerpfad entlang dem Yamdi-Fluss ist eine wichtige Handelsroute. Er führt durch Reisfelder und Dörfer bis zum Fluss Kali Gandaki und wendet sich dann nach Norden gegen Mustang und Tibet. Auf grünen, eingezäunten Weiden mit riesigen Feigenbäumen, alten Steinbecken und Mauerresten grasen Rinder und Wasserbüffel. Das frische Wasser und die schattige Kühle erinnern an die Harmonie einer Parklandschaft. Die Landbevölkerung hat noch weniger Besitz als die Bewohner von Pokhara, doch die Leute sind durch ihr althergebrachtes Wirtschaftssystem vor dem Elend der modernen Großstädte bewahrt. Man versteht, weshalb so viele Philosophen, von Laotse bis Gandhi, das dörfliche Leben als die natürliche, dem Menschen gemäße, glückliche Daseinsform preisen. In der warmen Sonne spielen Kinder, Frauen klopfen Wäsche auf den Steinen des Dorfbrunnens oder zerstampfen Korn in Steinmörsern. Überall gackern Hühner, Misthaufen dampfen, und von den niedrigen Herdstellen steigt dichter Rauch auf. Die Höfe hinter den festen Zäunen sind sauber gehalten, die Lehmhütten in rötlichen Erdfarben tragen Strohdächer und haben handgeschnitzte Fenstersimse und -läden, dazwischen blüht gelber Kürbis. Auf schmalen Holzgerüsten sind Maiskolben aufgestapelt, der Reis liegt auf großen Strohmatte zum Trocknen ausgebreitet, und zwischen den Bananen- und Papayabäumen hängen große, behäbige Spinnen vor dem hellen Himmel.

Durch die Ortschaft zieht sich ein Wassergraben, stellenweise von meterlangen Granitplatten überbrückt, das Wasser rinnt langsam über die glänzenden Kiesel. Mittags sitzen wir im kühlen Schatten auf einer Steinmauer, während die Luft in der Sonnenhitze flimmert. Am Wasserlauf steht das Teehaus des Dorfes, eine einfache, nach einer Seite offene Hütte mit roh gezimmerten Bänken und einem runden, kuppelförmigen Lehmherd auf dem Lehm Boden. An der Seite des Herdes kann man Reisig durch eine Öffnung nachschieben, oben sind zwei Löcher für die Wasserkessel, aus denen das kochende Wasser geschöpft und durch ein mit billigem Teestaub gefülltes Sieb in ein Glas mit Rohrzucker und Büffelmilch gegossen wird. Zu diesem Chiya essen wir trockenes Brot und frische Gurken. Kinder versuchen, uns mit Wasser aus dem Bach nasszuspritzen, auf einer hohen Bambusstaude schaukelt eine Kragentaube.

Einzelnen kommen die Träger heran und drehen sich um, um ihre Traglast auf der niedrigen Mauer abzusetzen. Ein scheu dreinblickender Träger mit einem kindlichen Lächeln, der viel zu schwächlich für seine Last aussieht, bläst eine Melodie auf einem Feigenblatt. »Zu viel heiß«, sagt lächelnd ein anderer, der Sherpa-Träger namens Tukten. Er ist klein und drahtig, hat mongolische Augen und übergroße Ohren. Sein seltsames Lächeln stimmt mich nachdenklich – warum sich dieser Tukten wohl als Träger verdingt hat?

Als Erster mache ich mich wieder auf den Weg und gehe im kühlenden Talwind allein voraus. Abwechselnd im hellen Septemberlicht und im Bergschatten – denn die steilen Berghänge rücken näher, das Tal verengt sich und verdeckt die Schneegipfel im Norden – führt der Pfad auf einen Damm zwischen dem verschliffenen Kanal und den grünen Reisterrassen, die Stufe auf Stufe bis zum Ufer herabreichen. Hinter dem Wasserlauf steigen sie wieder hügelan bis fast zum blauen Himmel.

An einem Rastplatz stehen zwei verschiedene Feigenarten: eine Bengalische Feige oder Banyanbaum (*Ficus indica*) und ein Pipalbaum (*F. religiosa*), der sowohl für Hindus wie für

Buddhisten heilig ist. Kleine Sträuße wilder Blumen und bemalte Steine, die zwischen die hervortretenden dicken Wurzeln gelegt wurden, sollen dem Reisenden Glück bringen. Rings um die Stämme sind Mauerstufen errichtet, an die der schatensuchende Wanderer rückwärts herantreten und auf die er mit fast geradem Rücken seine Last absetzen kann. Derartige Rastplätze findet man überall entlang der Handelswege, manche so alt, dass die einst großen Bäume in der Mitte längst abgestorben sind und nur noch zwei runde Löcher in der Mitte einer ovalen Steinplattform von ihnen kündeten. Zusammen mit den Teehäusern und den großen Trittsteinen, die in die Hänge eingelassen sind, verleihen diese Rastplätze der Landschaft ein anheimelndes Gepräge, als wanderte man in einem versunkenen Reich des Goldenen Zeitalters.

Mit dem Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, sitze ich auf der obersten Mauerstufe und warte auf die Träger, die sich durch die Reisfelder den Hang hinaufwinden. In der klaren, vom Bergwind leicht bewegten Luft beobachte ich zwei schwarze Kühe, die Reis dreschen; ihre Flanken glänzen in der Nachmittagssonne. Nachdem das Wasser von den Reisfeldern abgeleitet und der Reis mit Sichel geschnitten wurde, führt man die in ein Joch gespannten Tiere an einer Leine in immer kleiner werdenden Kreisen um einen Pfahl in der Mitte des Feldes, wobei ihnen die Kinder ständig neue Reischüffel unter die Hufe werfen. Die herausgefallenen Körner werden samt der Spreu in Körbe gekehrt und zu Tal gebracht, um dort im Wind geworfelt zu werden. In der Herbstluft tanzende, feuerfarbene Libellen, die leuchtend roten und gelben Gewänder der Träger, die schwarzglänzenden Rinder und die hellen Reisstoppeln, das frische Grün junger Reispflanzen und der schimmernde Bach – und über all dem flimmert ein Licht wie flüssiges Silber.

Die klare Luft trägt kaum Geräusch heran; es gibt hier nicht einmal die einfachsten Maschinen, und die Pfade sind zu steil und schmal, als dass man Karren benutzen könnte.

Mit der Wärme, der Harmonie und dem scheinbaren Überfluss der Landschaft streift uns ein Hauch des paradiesischen Zeitalters. Der Salbaum-Hain namens Lumbini, nur etwa 50 km entfernt von hier in der fruchtbaren Ebene nördlich des Rapti-Flusses, mag sich seit dem sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wohl kaum verändert haben, als dort im Reich der Elefanten und Tiger Siddhartha Gautama vom Adelsgeschlecht der Shakya geboren wurde. Gautama gab das Leben im Wohlstand auf, um ein heiliger Bettler, ein »Wanderer« zu werden, wie es noch heute in Nordindien Brauch ist. Er wurde zunächst unter dem Namen Shakyamuni (der Weise der Shakya) bekannt, später als Buddha, der Erleuchtete. In der Ganges-Ebene südlich von Lumbini, im Osten von Rajgir, Gaya und Varanasi, wo der Buddha sein Leben verbrachte, stehen noch heute die gleichen Feigenbäume und rauchenden Bauernhütten, mageres Rindvieh weidet auf grünen Wiesen, und darüber schweben weiße Silberreiherr und Dschungelkrähen. Die Überlieferung sagt, dass er bis Katmandu gekommen sei (schon damals eine reiche Stadt der Newaren) und auf dem Hügel von Swayambunath zwischen Kiefern und Affen gepredigt habe.

In den Tagen Shakyamunis waren die Yoga-Techniken bereits hoch entwickelt. Rund tausend Jahre früher waren die dunkelhäutigen Drawiden im Tiefland Indiens von den nomadisierenden Ariern aus der asiatischen Steppe überfallen worden, die ihre Religion von den Himmels-, Wind- und Lichtgöttern über ganz Eurasien verbreiteten. Die Glaubensvorstellungen der Arier sind in den Veden, uralten Sanskrittexten unbekanntem Ursprungs, aufgezeichnet. Dazu gehören das Rigveda und die Upanishaden, die die Grundlagen der hinduistischen Religion darstellen. Dem wandernden Asketen Shakyamuni erschienen jedoch die epischen Schriften über das Wesen des Universums und des Menschen nicht geeignet als Heilmittel gegen das menschliche Leid. In seinen als die »Vier Edlen Wahrheiten« bekannten Lehrsätzen erklärt Shakyamuni, das Leben des Menschen sei untrennbar mit dem

Leid verbunden; die Ursache des Leids sei Begierde; Friede könne nur durch das Auslöschen der Begierde erlangt werden; und der Weg zu dieser Befreiung sei der »Achtfache Pfad«: vollkommene Anschauung, vollkommener Entschluss, vollkommenes Denken, vollkommene Rede, vollkommenes Handeln, vollkommene Verinnerlichung, vollkommene Vertiefung, vollkommene Erleuchtung.

Bereits die Veden enthalten den Gedanken, dass die Gier nach Vergänglichem – da sie eine Empfindung des Mangels beinhaltet – der höchsten Daseinsstufe unwürdig ist; wichtig sei vielmehr die Erfahrung des »Todes im Leben« und der geistigen Wiedergeburt, die von allen geistigen Lehrern, von den frühen Schamanen bis zu den Existentialisten, gesucht wird. Shakyamunis Lehre ist also weniger eine Ablehnung der vedischen Philosophie als ein Versuch, sie in die Tat umzusetzen. Die von ihm vorgelebte intensive Meditationspraxis begnügt sich nicht mit der durch Yogaübungen hervorbrachten inneren Stille (seiner Meinung nach macht diese vor den letzten Wahrheiten halt), sie geht darüber hinaus, bis die durchscheinende Helle des beruhigten Geistes sich in der Verwirklichung von Prajna auftut, jener transzendenten Erkenntnis, die den höchsten Stand des Bewusstseins auszeichnet, der allen Lebewesen innewohnt und dessen Voraussetzung eine unsentimentale Einswerdung mit der gesamten Existenz ist. Ein echtes Prajna-Erlebnis ist eine »Erleuchtung« oder Befreiung – keine Veränderung, sondern eine Umwandlung; es ist ein tiefes Wissen um die eigene Identität mit dem gesamten Universum, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das den Menschen davor zurückhält, anderen Wesen Leid zuzufügen, und das ihn von der Angst vor Geburt und Tod befreit.

Fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt, in der Gegend der Stadt Gaya südöstlich von Varanasi, erfuhr Shakyamuni Erleuchtung in der tiefen Erfahrung, dass sein eigenes Wahres-Wesen, sein »Buddha-Wesen«, sich nicht vom Wesen des Universums unterschied. Ein halbes Jahrhundert lang ver-

kündete er fortan an Orten wie dem Wildgarten in Sarnath, in Nalanda, und auf dem Geier-Hügel nahe dem heutigen Rajgir und anderswo seine Lehre von der Unbeständigkeit des individuellen Daseins und vom ewigen Werden, so wie ein Fluss morgens derselbe zu sein scheint wie in der Nacht zuvor, obwohl das Wasser darin ständig fließt. (Obwohl Shakyamuni auch zu Frauen sprach und das Kastensystem in Frage stellte, indem er Schüler niedriger Herkunft in seinen Orden aufnahm, beschäftigte er sich nie mit Fragen der sozialen Gerechtigkeit, geschweige denn mit Regierungsangelegenheiten; seiner Lehre zufolge ist die Selbstverwirklichung der größte Beitrag, den man zum Wohlergehen seiner Mitmenschen leisten kann.) Im Alter von achtzig Jahren starb er in Kusinagara (heute Kusinara) westlich des Flusses Kali Gandaki.

Soweit die geschichtliche Wahrheit; alles andere gehört zur großen Buddhalegende, die eine Wahrheit anderer Ordnung darstellt. Über seine Erleuchtung wird berichtet, der Wanderer Shakyamuni sei dreißig Jahre alt gewesen, als er das harte Leben des Asketen aufgab und den »Mittleren Weg« zwischen dem Genuss und der Selbstkasteiung wählte, indem er die in einer goldenen Schale dargereichte Speise von der Tochter eines Dorfvorstehers annahm. Seine damaligen Jünger verließen ihn daraufhin. In der Abenddämmerung ließ er sich unter einem Feigenbaum nieder, wandte das Gesicht nach Osten und gelobte, er wolle sich so lange nicht von seinem Sitz erheben, bis er nicht vollkommene Erleuchtung erlangt habe, sollten ihm auch Haut, Sehnen und Knochen darüber schwinden und sein Lebensblut vertrocknen.

Die ganze Nacht hindurch saß Shakyamuni, von Dämonen heimgesucht, in tiefer Meditation. Und, so wird berichtet, beim Anbruch des goldenen Tageslichtes erschaute der »Erwachte« den Morgenstern, als sähe er ihn zum ersten Mal in seinem Leben.

An der gleichen Stelle, dem heutigen Bodhgaya – es ist immer noch dieselbe Savannenlandschaft mit weidendem

Vieh, glitzernden Gewässern, Reisfeldern, Palmen und Hütten aus rotem Lehm, ohne gepflasterte Straßen oder elektrische Leitungen –, steht neben einem Buddhatempel ein uralter Feigenbaum, ein Abkömmling jenes ersten Bodhi-Baumes, des »Erleuchtungs-Baumes«, unter dem dieser Mann gesessen hatte. Vor zehn Tagen hatte ich an derselben Stelle, zusammen mit drei tibetischen Mönchen in kastanienbraunen Gewändern, in der warmen Morgendämmerung das Aufgehen des Morgensternes beobachtet, war aber hinterher nicht weiser als zuvor. Später fragte ich mich jedoch, ob die Tibeter wohl bemerkt hatten, dass im Bodhi-Baum lautes Vogelgezwitscher ausbrach, während es in einem anderen Baum derselben Art, der so nahebei stand, dass seine Krone die des heiligen Baumes berührte, völlig still blieb. Ich versuche damit nichts zu beweisen, ich berichte nur, was ich in Bodhgaya beobachtet habe.

Sachbuch

Anne Boyer
Die Unsterblichen

Aus dem amerikanischen Englisch von Daniela Seel

Eine Woche vor ihrem 41. Geburtstag wird der preisgekrönten Dichterin Anne Boyer ein hoch aggressiver dreifach negativer Brustkrebs diagnostiziert. Für die alleinerziehende Mutter, die finanziell gerade eben über die Runden kommt, ist diese katastrophale Erkrankung ein Anstoß, Sterblichkeit und die Geschlechterpolitiken von Krankheit neu zu denken. Boyer beginnt, sich schreibend mit dem Krebs und dem gesellschaftlichen Umgang damit auseinanderzusetzen.

Die Unsterblichen ist zugleich der erschütternde Bericht einer Überlebenden sowie eine groß angelegte Untersuchung von Krankheit im 21. Jahrhundert – einer Zeit, in der wir Krankheit zuallererst über Bildschirme vermittelt bekommen.

Anne Boyer zieht antike Traumtagebücher zurate, analysiert die Kapitalisierung heutiger Gesundheitsversorgung, beschäftigt sich mit Verschwörungstheorien rund um Krebs, mit Schmerz und wie man über ihn sprechen kann, aber auch mit selbsternannten Doloristen, die den Schmerz befürworten, mit Krebsfetischisten und den Lügen großer Unternehmen; sie unterzieht John Donne einer erneuten Lektüre, findet heraus, dass ihr Chemotherapie-Medikament vor über hundert Jahren als Senfgas in Produktion ging und findet schließlich Antworten in der Literatur anderer Autorinnen, die über ihre Erkrankungen und nahenden Tode geschrieben haben: etwa Kathy Acker, Audre Lorde, Susan Sontag, Virginia Woolf.

Alle Genregrenzen weit hinter sich lassend, hat Anne Boyer ein zutiefst berührendes und poetisches Buch über Krankheit im gegenwärtigen Kapitalismus geschrieben, das traurig und wütend macht.

Anne Boyer, 1973 in Topeka, Kansas, geboren, ist eine vielfach ausgezeichnete Lyrikerin und Essayistin. Ihr Buch *Garments Against Women* war einer der meistgelesenen Lyrikbände des Jahres 2015. 2018/2019 war sie Judith E. Wilson Fellow in Cambridge. Seit 2007 unterrichtet sie am Kansas City Art Institute.

Daniela Seel, 1974 in Frankfurt am Main geboren, ist Verlegerin des unabhängigen Verlags kookbooks, Übersetzerin und Lyrikerin. Zuletzt erschien ihr Gedichtband *Auszug aus Eden* (Verlag Peter Engstler). Daniela Seel lebt in Berlin.

Erscheint am 1. April 2021

ca. 280 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

ca. 25,00 € (D)

ISBN 978-3-7518-0316-8

Auch als E-Book erhältlich

Prolog

1972 dachte Susan Sontag über einen Essay nach, der »Über das Sterben von Frauen« oder »Frauentode« oder »Wie Frauen sterben« heißen sollte. In ihrem Tagebuch findet sich unter dem Stichwort Material eine Liste mit elf Toden, darunter der Tod von Virginia Woolf, der Tod von Marie Curie, der Tod von Jeanne d'Arc, der Tod von Rosa Luxemburg und der Tod von Alice James. Alice James starb 1892 mit zweiundvierzig Jahren an Brustkrebs. In ihrem eigenen Tagebuch beschreibt sie den Tumor als »diese unheilige granitene Substanz in meiner Brust«. Sontag zitiert die Passage später in *Krankheit als Metapher*, dem Buch, das sie nach ihrer eigenen Brustkrebsbehandlung, diagnostiziert 1974 mit einundvierzig Jahren, schrieb.

Krankheit als Metapher nimmt Krebs nicht persönlich. Sontag schreibt »ich« und »Krebs« nicht im selben Satz. Bei Rachel Carson wird 1960 Brustkrebs festgestellt, als sie an *Silent Spring* arbeitet, einem der wichtigsten Bücher zur Kulturgeschichte von Krebs. Sie ist dreiundfünfzig Jahre alt. Auch Carson spricht nicht öffentlich über den Krebs, an dem sie 1964 stirbt. Sontags Tagebucheinträge aus der Zeit ihrer Krebsbehandlung sind rar, und dem wenigen, was sie sagen, merkt man an, wie stark Brustkrebs das Denken beeinträchtigt, insbesondere durch die Chemotherapie, die schwere und langfristige kognitive Schäden verursachen kann. Im Februar 1976, während ihrer Chemotherapie, notiert Sontag: »Ich brauche eine mentale Turnhalle.« Der nächste Eintrag folgt Monate später, im Juni 1976: »Wenn ich wieder Briefe schreiben kann, dann ...«

In Jacqueline Susanns Roman *Tal der Puppen* aus dem Jahr 1966 stirbt eine Figur namens Jennifer, die sich vor einer

Brustamputation fürchtet, nach ihrer Diagnose an einer freiwilligen Überdosis. »Mein ganzes Leben lang«, sagt Jennifer, »hat das Wort Krebs Tod, Schrecken und etwas so Fürchterliches bedeutet, dass es mich schaudern ließ. Und jetzt habe ich ihn. Aber das Komische daran ist, dass mir der Krebs selbst kein bisschen Angst macht – selbst wenn er sich als mein Todesurteil erweisen sollte. Es geht mir nur darum, wie er sich auf mein Leben ... auswirkt«. Auch die feministische Schriftstellerin Charlotte Perkins Gillman, Brustkrebsdiagnose 1932, begeht Selbstmord: »Ich habe Chloroform dem Krebs vorgezogen.« Jacqueline Susann, diagnostiziert mit vierundvierzig, stirbt 1974 an Brustkrebs, dem Jahr von Sontags Diagnose.

Bei der Dichterin Audre Lorde wird 1978 Brustkrebs festgestellt, auch mit vierundvierzig. Anders als bei Sontag kommen bei Lorde die Worte »ich« und »Krebs« zusammen vor, vor allem in ihren berühmten Krebstagebüchern, in denen sie über ihre Diagnose und Behandlung reflektiert und festhält: »Ich möchte nicht, dass dieser Bericht nur von Leiden spricht. Ich möchte nicht, dass dieser Bericht nur von Tränen spricht.« Die vom Brustkrebs ausgelöste Krise »untersucht sie wie Kriegerinnen auf eine weitere zwar unerwünschte, aber nützliche Waffe«. Lorde stirbt 1992 an Brustkrebs.

Wie Lorde schildert die britische Schriftstellerin Fanny Burney, die ihren Brustkrebs 1810 entdeckt, ihre Brustamputation aus der Ich-Perspektive. Ihre Brust wird ohne Betäubung entfernt. Sie ist während der gesamten Operation bei Bewusstsein.

... nicht tage- oder wochen-, sondern monatelang konnte ich über dieses grässliche Geschäft nicht sprechen, ohne es wieder durchleben zu müssen! Nicht einmal daran denken konnte ich ungestraft! Ich war krank, die kleinste Frage brachte mich durcheinander – sogar jetzt noch, 9 Monate später, bekomme ich Kopfweh, wenn ich an meinem Bericht sitze! Und dieser erbärmliche Bericht ...

»Aphoristisch schreiben«, notiert Sontag in ihr Tagebuch, als sie darüber nachdenkt, wie sie in *Krankheit als Metapher* über Krebs schreiben soll. Brustkrebs beunruhigt ein »ich«, das »von diese[m] grässlichen Geschäft« sprechen und »diese[n] erbärmliche[n] Bericht« abgeben will. Dieses »ich« wird manchmal vom Krebs zum Verschwinden gebracht und manchmal vorsorglich von dem Menschen, für den es steht, sei es durch Selbstmord, sei es durch Trotz, der es verbietet, »ich« und »Krebs« zusammenzudenken:

»Bei [geschwärtzt] wurde 2014 Brustkrebs diagnostiziert, mit einundvierzig.«

oder

»Bei mir wurde 2014 [geschwärtzt] diagnostiziert, mit einundvierzig.«

Bei der Schriftstellerin Kathy Acker wird 1996 Brustkrebs diagnostiziert, mit neunundvierzig. »Ich werde diese Geschichte so erzählen, wie ich sie kenne«, beginnt »Das Geschenk der Krankheit«, ein ungewöhnlich offener Krebsbericht, den sie für den *Guardian* schrieb: »Es kommt mir immer noch komisch vor. Keine Ahnung, warum ich es überhaupt erzähle. Sentimental war ich nie. Vielleicht nur um zu sagen, es ist passiert.« Acker weiß nicht, warum sie die Geschichte erzählen soll, und tut es doch: »Letzten April wurde bei mir Brustkrebs festgestellt.« Acker stirbt daran 1997, keine achtzehn Monate nach der Diagnose.

Obwohl Brustkrebs jeden mit Brustgewebe treffen kann, sind es vor allem Frauen, die seinen Katastrophen zum Opfer fallen. Sie suchen Frauen heim als früher Tod, schmerzvoller Tod, Behinderungen infolge der Behandlung, Behinderungen als Spätfolgen der Behandlung, Verlust von Partner:innen, Einkommen und Leistungsfähigkeit; doch diese Katastrophen kommen auch aus dem gesellschaftlichen Unterboden der Krankheit – ihrer Klassenpolitik, ihren geschlechtsspezi-

fischen Markierungen und rassenspezifischen Sterblichkeitsraten, ihrem rotierenden Wust aus wirren Anweisungen und brutalen Mystifizierungen.

Haben nur wenige Krankheiten ähnlich katastrophale Folgen für Frauen wie Brustkrebs, so halten noch weniger ein ähnliches Arsenal an Qualen bereit. Und dies betrifft nicht nur die Krankheit selbst, sondern auch, worüber geschrieben oder nicht geschrieben wird, ob geschrieben wird oder nicht und wie. Brustkrebs ist eine Krankheit, die auf verstörende Art nach der Form fragt.

Die Reaktion darauf sind häufig konkurrierende Unkenntlichmachungen und Interpretationen und Korrekturen dieser Unkenntlichmachungen. Für Lorde, eine schwarze, lesbische, feministische Dichterin, ist es der Krebs, der unkenntlich macht, und das Schweigen um die Krankheit wendet sie ins Politische: »In den Schweigen, mit denen ich gelebt habe, heimisch zu werden und sie mit mir zu füllen, bis sie den Klang von hellstem Tag und lautestem Donner erreichen, das ist meine Arbeit.« Für Sontag, eine großbürgerliche, weiße Kulturkritikerin, betrifft die Unkenntlichmachung das Persönliche. Wie sie unter möglichen Titeln für das, was Krankheit als Metapher werden sollte, festhielt: »Nur über sich selbst nachzudenken heißt, über den Tod nachzudenken.«

Ein vierter Titel, den Sontag für ihr nie ausgeführtes Buchprojekt in Erwägung zog, war »Frauen und Tod«. Sie behauptet: »Frauen sterben nicht füreinander. Es gibt keinen ›schwesterlichen‹ Tod.« Aber Sontag hat Unrecht, denke ich. Ein schwesterlicher Tod wäre nicht, dass Frauen füreinander sterben: Das wäre ein paralleler, entfremdeter Tod. Ein schwesterlicher Tod wäre, wenn Frauen daran sterben, Frauen zu sein. Die queere Theoretikerin Eve Kosofsky Sedgwick, Brustkrebsdiagnose 1991 mit einundvierzig, schrieb über die Brustkrebskultur und ihren erschreckenden, brutalen Zwang zur Geschlechtlichkeit. Angesichts ihrer Diagnose habe sie gedacht: »Scheiße, jetzt muss ich wohl wirklich eine Frau sein.« Wie S. Lochlann Jain im

Kapitel »Krebs-Butch« ihres Buches *Bösartig* formuliert: »[E]nreizendes Diagnöschchen droht dich reinzusaugen, in den archetypischen Tod, den der weibliche Körper stempeln geht[.]« Sedgwick stirbt 2009 an Brustkrebs.

Frauen sterben vielleicht nicht, wie Sontag behauptet, für einander, aber ihre Brustkrebstode bleiben nicht ohne Opfer. Was wir zugunsten des Gemeinwohls aufgeben sollen, zumindest in der »Bewusstseins«-Ära, dieser lukrativen, mit rosa Schleifen verzierten Alternative zu »Heilung«, ist weniger das eigene Leben als die eigene Lebensgeschichte. Dem Schweigen um Brustkrebs, dem Lorde begegnete, entspricht heute der unablässige Sprachlärm, den Brustkrebs erzeugt. Die Herausforderung besteht nicht mehr darin, in ein Schweigen hineinzusprechen, sondern darin, Widerstand gegen das alles über-tönende Rauschen zu üben. An die Stelle von Sontags und Carsons Unwillen, sich selbst mit der Krankheit in Verbindung zu bringen, wie es dem Schweigen um Brustkrebs seinerzeit entsprach, ist heute eine Pflicht für die betroffenen Frauen geworden, es ständig zu tun.

Obwohl ich, wie Acker, von mir behaupten möchte, nicht sentimental zu sein, verbindet dieser Satz mich und meinen Brustkrebs in einer, wenn nicht sentimental, so doch ideologischen Geschichte: »2014 wurde bei mir Brustkrebs diagnostiziert, mit einundvierzig.«

Die Frage nach der Form ist also auch eine politische. Eine ideologische Geschichte ist immer eine, bei der ich, wie Acker, nicht weiß, warum ich sie erzählen soll, und es doch tue. Dieser Satz mit seinem »ich« und »Brustkrebs« speist ein »Bewusstsein« von bedrohlicher Allgegenwart. Schweigen ist nicht mehr die größte Hürde bei der Suche nach Heilung, wie Jain beobachtet: »Das Überall von Krebs führt heute zu einer Brühe des Nirgends.«

In die rosarote Landschaft des Brustkrebsbewusstseins wird regelmäßig nur eine Art von Menschen, die Brustkrebs hatten, zugelassen: die Überlebenden. Diese Gewinner:innen

machen berichtend Beute. Die Geschichte des eigenen Brustkrebses zu erzählen heißt, eine Geschichte des Überlebens zu erzählen, ganz im Sinne des neoliberalen Selbstmanagements – eine Geschichte darüber, wie man das atomisierte Individuum richtig spielt, selbst untersucht und mammografiert, und einer dank Wohlverhalten, 5-km-Läufen, grünen Bio-Smoothies und positivem Denken geheilten Krankheit. Wie Ellen Leopold in ihrer Geschichte des Brustkrebses *A Darker Ribbon* zeigt, ändern sich mit dem Aufstieg des Neoliberalismus in den 1990er Jahren auch die Erzählkonventionen zu Brustkrebs: »[D]ie äußere Welt gilt als gegeben, eine Kulisse, vor der sich das eigene Drama abspielt.«

Nur über sich selbst nachzudenken, heißt also nicht, nur über den Tod nachzudenken, sondern, unter diesen Umständen, über einen bestimmten Typ von Tod oder todesartigem Zustand, der keine Politik, kein gemeinschaftliches Handeln, keine Geschichtsschreibung kennt. Die industrielle Brustkrebs-ätiologie, die misogynie und rassistische Medizingeschichte und -praxis sowie die nach Bevölkerungsschichten ungleiche Verteilung von Brustkrebsleiden und -sterben kommen in der gegenwärtigen Brustkrebserzählung nicht vor. Nur über sich selbst nachzudenken, mag heißen, über den Tod nachzudenken, aber über den Tod nachzudenken heißt, über alle nachzudenken. Wie Lorde formulierte: »In mein Herz ist eine Namensliste der Frauen tätowiert, die nicht überlebt haben, und ein Platz ist immer frei, mein eigener.«

1974, im Jahr ihrer Brustkrebsdiagnose, notiert Sontag in ihr Tagebuch: »Ich habe erkannt, dass mein Denken bisher sowohl zu abstrakt als auch zu konkret war. Zu abstrakt: Tod. Zu konkret: ich.« Daraufhin führt sie »einen Begriff dazwischen, der sowohl abstrakt als auch konkret« ist, ein. Dieser Begriff – angesiedelt zwischen ich und dem eigenen Tod, dem Abstrakten und Konkreten – ist »Frauen«. »Und dadurch«, sagt Sontag, »hat sich eine ganz neue Welt des Todes vor mir aufgetan.«

DIE TEMPELSCHLÄFER:INNEN

1.

Als die Radiologieassistentin den Raum verlässt, drehe ich meinen Kopf Richtung Bildschirm, um jegliches Neoplasma, die Nervenetzwerke, die kleinen, beleuchteten Schriften, die meine Pathologie und/oder Zukunft und bevorstehendes Ende verzeichnen könnten, auszudeuten. Der erste Tumor, den ich je sah, war eine Verdunklung auf diesem Bildschirm, rund, aus der ein rissiger Finger ragte. Von meinem Untersuchungstisch aus machte ich ein Foto davon mit meinem iPhone. Dieser Tumor war mein eigener.

Krank sein, in dieser plötzlichen Erfahrung überschritten sich Klinik und Empfindung. Ich trug dasselbe grüne Trägershirt zu abgeschnittenen Jeans wie jeden Sommer. Dann Überraschung, dann Fachbegriffe, unerbittlich und überzeugend, die die Klimakontrolle heiß laufen ließen, diese ernste Frau im grauen Anzug, emphatisch im Blick auf den Untergang, dann Panik, klinische Details, erstaunte GChats mit meinen Freund:innen. Eine Ermittlerin tritt in mein Leben, rausgeputzt wie ein ganzer Gesellschaftsbereich, sagt, sie ermitteln bezüglich Empfindungen, die jemand (ich) noch nicht erfahren musste, aber wird.

Dinge und Handlungen aus einer Ordnung herauszunehmen und sie als Elemente einer anderen Ordnung neu zu klassifizieren, ist wie Wahrsagerei. Einer Wahrsagerin zeigen Vögel, die nach Norden fliegen, künftiges Glück an und Teeblätter erzählen von zwei Liebenden und der Dritten, die ihnen Verderben bringt. Danach ist Vogelflug frei von der Bedeutung »Zug«, und Tee, der zu einer Erzählung über das bevorstehende Ende einer Liebe wurde, wollen wir nicht mehr trinken.

Ein Ding oder mehrere aus einer Ordnung herauszunehmen und sie als Elemente einer anderen neu zu klassifizieren, hat auch Ähnlichkeit mit Diagnostik, die unseren Körpern Infor-

mationen entnimmt und das, was aus unserem Inneren kam, in einer Ordnung neu bestimmt, die uns von fernher aufgedrängt wird. Mein Knoten gehörte einmal zu mir, doch sobald die Radiologin ihn als BI-RADS 5 eingestuft hatte, wurde er zum Tumor, für immer heimisch in der Ordnung der Onkologie. Wie die vom Sinn ihres Fliegens befreiten Vögel und der befreite Tee ist ein Mensch mit Diagnose befreit von dem, was sie einmal als sich begriff.

Mit Bestimmtheit für krank erklärt zu werden, während man sich mit Bestimmtheit gesund fühlt, bedeutet, gegen die Härte von Sprache zu prallen, ohne auch nur eine Stunde weicher Unbestimmtheit zu erhalten, um sich darin mit präventiver Sorge à la Jetzt hast du keine Lösung für ein Problem, jetzt hast du einen konkreten Namen für ein Leben, das entzwei- bricht, zu beruhigen. Eine Krankheit, die sich nicht darum schert, sich den Sinnen anzukündigen, erstrahlt in ihrem Bildschirmleben, da Licht Schall ist und Information, verschlüsselt, unverschlüsselt, in Umlauf, analysiert, bewertet, erforscht und verkauft. Auf den Servern zerfällt oder verbessert sich unsere Gesundheit. Früher waren wir in unseren Körpern krank. Heute sind wir krank in einem Körper aus Licht.

Willkommen, Messgeräte mit Namen aus Buchstaben: MRT, CT, PET. Ohrenschützer auf, Kittel an, Kittel aus, Arme rauf, Arme runter, einatmen, ausatmen, Blut abnehmen, Kontrastmittel spritzen, Zauberstab rein, Zauberstab an, bewegen oder bewegt werden – Radiologie macht aus einem Menschen aus Fleisch und Blut eine Patientin aus Licht und Schatten. Es gibt leise Radiologieassistent:innen, lautes Rattern, warme Decken, Piepen wie im Film.

Ein Bild in einer Klinik ist keins: Es ist Bildgebung. Wir, die wir durch die Ultraschallwellen und ihre Momentaufnahmen, durch Lichttricks und Bestrahlungen, durch fantastische spritzbare Kontrastmittel zu Patient:innen werden, sind kraft der mir durch das universelle Einen-Körper-zu-haben-Gesetz zufallenden Macht ab heute die Bildgebende zu nennen. »Kommen Sie

mit einer vollen Blase«, sagen die Radiologieassistent:innen am Telefon zu den Bildgeblingen, sie wollen in unser interessantes Inneres sehen. Derselbe Ultraschall, der ein neues Leben in einer Gebärmutter finden kann, kann darin auch embryonischen Tod finden.

Wir werden krank und unsere Krankheit fällt unter die harte Hand der Wissenschaft, fällt auf Objektträger souveräner Mikroskope, fällt in süße Lügen, fällt in Mitleid und PR, fällt in neue Browserfenster und neue Bücher im Regal. Und dann ist da dieser Körper (mein Körper), der kein Gefühl für Unbestimmtheit hat, ein Leben, das aufbricht unter der fremden Terminologie der Onkologie, dann in den Riss dieser Sprache hineinfällt.

Es gibt Menschen, die sich in ihren Körpern unwohl fühlen und nichts tun, und es gibt Menschen, die sich in ihren Körpern unwohl fühlen und ihre Symptome in Suchmaschinen eingeben und nichts weiter. Dann gibt es Menschen, die es sich leisten können, was wehtut, unter Expert:innen heranzureichen, die mit Diagnoseangeboten wetteifern. Diese Gruppe Menschen folgt einer Reihe Symptomen auf ein Versprechen hin, fragt nach Tests, bezweifelt Antworten, nimmt weite Strecken in Kauf, um Spezialist:innen zu konsultieren, die vielleicht erkennen können, was los ist.

Wenn Symptome lange genug herumgereicht werden, wird einer Reihe von Beschwerden vielleicht die Gnade eines Namens zuteil: eine Krankheit, ein Syndrom, eine Empfindlichkeit, ein Suchbegriff. Manchmal ist das Heilung genug – als genügte es, sich berufen zu können, um etwas wiedergutzumachen. Jemandem ein Wort zu geben, um sein Leiden zu bezeichnen, ist manchmal die einzige Behandlung dafür.

In einer Welt, wo sich so viele Menschen so unwohl fühlen, gibt es einen geläufigen vagen Zustand des Sich-krank-Fühlens, der zumindest die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft der Nicht-näher-Bezeichneten gewährt. Beschwerden ohne Diagnose formen eine Gefühlslandschaft aus undefinierten Schmerzen und körperlichen Gebrechen, die von keiner Kategorie

Krankheit in Zaum gehalten werden. Die Art von Krankheit, die keinen Namen hat, ist die Art, die in der Schwebe gehalten wird oder im Geläufigen oder abgeschoben in eine Nachbarschaft zur Psychiatrie.

Ein Körper, der unter unerklärlichen Beschwerden leidet, zeigt sich der Medizin in der Hoffnung auf ein Vokabular, um von seinem Leiden zu sprechen. Wenn diesem Leiden keine hinreichende Sprache entgegengebracht wird, müssen die daran Leidenden gemeinsam eine erfinden. Solche Kranken ohne Diagnose haben eine Literatur namenloser Krankheiten hervorgebracht, eine Poesie sogar, und ein Narrativ ihrer Suche nach Antworten. Als Reaktion auf das, woran Medizin versagt, hecken sie Diäten aus, probieren Einschränkungen ihres Lebensstils, und in diesem Mix aus Ernährungskuren, regulierender Schonung und rotierenden Arztkontrollen vagabundieren Gesundheit und Krankheit aus dem Gebiet der Medizin, widerstehen Leiden wie Heilung.

Krebs dagegen taucht selten ohne Ankündigung auf. Krebs wirbelt herein in einer Welle von Spezialist:innen und Spezialtechnologie. Er erreicht uns durch Überwachung und Erklärung. Unsere Sinne sagen uns fast nichts über unsere Krankheit, aber die Ärzt:innen verlangen von uns zu glauben, dass das, was wir weder sehen noch fühlen können, uns umbringen kann, und so glauben wir.

»Sie erzählen mir«, sagte ein alter Mann im Infusionszimmer der Chemotherapie zu mir, »dass ich Krebs habe, aber«, er flüsterte, »ich habe meine Zweifel.«

Doch wir wussten, dass etwas nicht stimmte, dass die Welt (katastrophal) nicht stimmte, dass wir (katastrophal) nicht stimmten, das etwas (irgendetwas) überall katastrophal nicht stimmte.

Wir waren krank im Glanz völliger Gesundheit und völlig gesund in einer krank machenden Welt.

Wir waren einsam und doch unfähig, die notwendigen Bindungen einzugehen, um unsere Einsamkeit zu überwinden.

Wir waren überarbeitet, doch unsere Arbeit berauschte uns.
Ich dachte, ich sei (in gewisser Hinsicht) krank geworden,
dass mir (in gewissem Sinn) unwohl sei, dass ich kollabierte
in einem Anfall faustischen Größenwahns inmitten einer Welt
aus Teufelspakten.

Quellen:

- Susan Sontag, *Ich schreibe, um herauszufinden, was ich denke*. Tagebücher 1964–1980 (Aus dem Amerikanischen von Kathrin Razum), München 2013.
- Susan Sontag, *Krankheit als Metapher* (aus dem Amerikanischen von Karin Kersten und Caroline Neubaur), *Aids und seine Metaphern* (Aus dem Amerikanischen von Holger Fliessbach), 4. Auflage, Frankfurt am Main 2016.
- Jacqueline Susann, *Das Tal der Puppen* (Aus dem Englischen von Elfriede Peschel), Hamburg 2018.
- Audre Lorde, *Auf Leben und Tod*. Krebstagebuch (aus dem US-amerikanischen Englisch von Renate Stendhal und Margarete Längsfeld), Berlin 1994.

Giulia Mensitieri

Das schönste Gewerbe der Welt. Hinter den Kulissen der Mode-industrie

Aus dem Französischen von Lena Müller

Da ist die Fotostylistin Mía – Pradatasche, Jeans, Kapuzenpulli –, der Giulia häufiger begegnet und sofort fasziniert ist von den Gegensätzen, die Mias Berufsleben bestimmen: Während sie für ihre Aufträge 1. Klasse um die Welt fliegt und in Fünf-Sterne-Hotels nächtigt, kann sie ihre Miete kaum bezahlen, geschweige denn ihre Telefonrechnung. An Mias Seite erforscht Giulia daraufhin die Pariser Modewelt, die längst zur Industrie geworden ist. Sie führt Gespräche mit Stylisten und Stilistinnen, mit Designern, Visagistinnen, Fotografen und Models, am Rande von Fotoshootings, nach Modeschauen, bei Verabredungen in angesagten Cafés. Als ihr dieser Eindruck nicht mehr ausreicht, beginnt sie selbst ein unbezahltes Praktikum bei dem unabhängigen belgischen Designer Franck – und erlebt die Herabwürdigung, die Aggression und die konstante Überforderung, auf die von Seiten der Mitarbeiterinnen zumeist mit Unterwürfigkeit und noch härterer Arbeit reagiert wird. Denn wer nicht durchhält, der war es nicht wert, dabei zu sein. Mit der zugewandten Offenheit und Neugier der Ethnologin und ohne auf vorgefertigte Bilder zu vertrauen dringt Giulia Mensitieri in die Untiefen unserer hyperkapitalistischen Gegenwart vor, in der der Schein das Sein bestimmt – und es kein Außerhalb der eigenen Arbeit mehr gibt.

Giulia Mensitieri wurde mit ihrer Arbeit über die Pariser Modeindustrie an der École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS) in Paris im Fach Kulturanthropologie promoviert. Ihre Forschungsgebiete umfassen Globalisierung, die Transformation der Arbeitswelt und die begehrten imaginären Welten, die der zeitgenössische Kapitalismus hervorbringt.

Lena Müller lebt als freie Literaturübersetzerin in Berlin. Ihre Übersetzungen wurden mehrfach ausgezeichnet, zuletzt erhielt sie gemeinsam mit Katharina Meyer den Internationalen Literaturpreis am Haus der Kulturen der Welt. Für Matthes & Seitz Berlin übersetzte sie zuletzt *Müllmann auf Schafott* von Abdel Hafed Benotman.

Erscheint am 29. April 2021

ca. 300 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

ca. 25,00 € (D)

ISBN 978-3-7518-0314-4

Auch als E-Book erhältlich

**Prestige und Prekarität.
Symbolische und materielle Geografien**

Bei Mia zu Hause

Der Gucci-Mantel aus fliederfarbenem Staußenleder liegt über dem Raumteiler, der die Küche von dem Wohnbereich trennt, den Mia als Schlafzimmer nutzt. Gerade kommen sie und Jaime mal wieder von einer Besichtigung, sie suchen eine Wohnung mit einem eigenen Zimmer für Mia. Die Wohnung hat ihnen gefallen, aber wieder wurden sie nicht genommen, immer mit derselben Begründung: Mia hat kein regelmäßiges Einkommen. Der Eigentümer hätte darüber hinweggesehen, wenn sie 17.000 Euro als Kautionszahlung auf sein Konto eingezahlt hätten, aber über eine solche Summe verfügen sie nicht. Mia ist genervt und wirft ihre Handtasche auf den Wohnzimmer-tisch, der gleichzeitig als Ess- und als Schreibtisch dient. Die 2500-Euro-Tasche war ihre Bezahlung für eine einwöchige Zusammenarbeit mit einer großen Luxusmarke; Mia hatte die Looks zusammengestellt und die Anproben der »Stars« vor der Modenschau koordiniert und war dafür mit einem Einkaufsgutschein im Wert von 5000 Euro für die Boutiquen der Marke bezahlt worden. Theatralisch nimmt sie den Mantel, den ihr der Presseservice von Gucci für eine Fotoreportage geliehen hat, und wirft ihn auf ihr Bett: »Er will Geld? Dann soll der Idiot doch den nehmen: Der ist 18.000 Euro wert.«

Die Wohnung, die Mia und Jaime zusammen bewohnen, ist sechsundvierzig Quadratmeter groß. Eine kleine Arbeitsfläche trennt die Küchenzeile vom Rest des Wohnzimmers. Darauf befinden sich eine leere Joghurtflasche und ein Prada-Armband

aus Vinyl- und Kristallblumen, das Angelo Mia zu ihrem Eintritt in die Agentur Wiew¹ geschenkt hat. Im halbleeren Kühlschrank gammeln eine Schachtel mit edlem Feingebäck und ein Brokkoli aus dem Supermarkt vor sich hin. Auf dem Boden liegen neben einem Paar Schuhe, einem Stapel Schmutzwäsche, einer Einkaufstasche und einem halb ausgepackten Koffer zahlreiche teure Kleidungsstücke für das nächste Shooting, die in wenigen Wochen auf den Seiten eines Hochglanzmagazins Objekt der Begierde von Tausenden Frauen sein werden. Mias Werdegang ist ein gutes Beispiel für das Spannungsverhältnis zwischen Prestigegewinn und materieller Bedürftigkeit in der Modebranche. Als ich sie kennenlernte, wollten Jaime und sie gerade eine große, elegante Dreizimmerwohnung im 10. Arrondissement von Paris anmieten. Für Mia, die frisch aus Mailand kam, niemanden kannte und keine Arbeit hatte, eine ideale Gelegenheit, da die Eigentümerin keine Gehaltsnachweise, Bürgen oder Kautions verlangte. Jaime erzählte mir fasziniert von dieser exzentrischen Italienerin aus der Modebranche, die morgens im Schlafanzug ihren Kaffee im Bistro um die Ecke trank, mit ihrer großen Sonnenbrille, einer Zigarette im Mundwinkel und einem langen Mantel. Er sprach mit einer Mischung aus Mitgefühl, Faszination und Verwunderung über Mias Krisen, von ihrer unsicheren beruflichen Zukunft, von ihren Geldsorgen und Versuchen, sich ein Netzwerk aufzubauen.

Mia war nach Paris gekommen, weil sie in Mailand mehrfach mit Angelo zusammengearbeitet hatte, einem international renommierten, mächtigen und sehr reichen Stylisten, der sie ermutigte, für eine regelmäßige Zusammenarbeit nach Paris zu kommen. Mia hatte auf diese Arbeitsbeziehung gezählt, um ein wenig Geld zu verdienen, Erfahrungen zu sammeln und sich ein Netzwerk aufzubauen, bis sie auf eigenen Füßen stehen könnte. Aber die Beziehung zu Angelo erwies sich als schwierig, da er sehr autoritär und cholerisch auftrat und sie auch bei entlohnten Aufträgen immer erst mit großer Verspätung bezahlte, obwohl er ihre schwierige finanzielle Lage kannte.

Trotzdem ist Mia ihm sehr dankbar, betrachtet ihn als ihren Lehrmeister und konnte durch ihn an Werbekampagnen für angesehene Marken mitarbeiten. Außerdem war er ihr Türöffner zur Welt des Luxus: Obwohl sie nie wusste, wie viel, wann oder in welcher Form (Geld oder Kleidung) sie bezahlt werden würde, reiste sie auf Angelos Kosten und wohnte in Fünf-Sterne-Hotels. Sie führten eine sehr emotionale Beziehung, in der Privates und Berufliches ineinander übergingen. Zu ihrem dreißigsten Geburtstag, als sie völlig pleite war, weil er sie seit mehreren Wochen nicht bezahlt hatte, schickte er ihr einen Strauß mit dreißig großen roten Rosen und einer Karte, auf der er in einer Art Liebesbrief seine Hochachtung und seine Bewunderung ausdrückte und ihr beruflichen Erfolg wünschte. Nach mehreren Jahren dieser schwierigen Zusammenarbeit entschied Mia, sich von Angelo frei zu machen. Seither arbeitete sie dank ihres Netzwerks und ihres guten Rufs als Freiberuflerin für verschiedene internationale Magazine, um bekannter zu werden, und für verschiedene Werbekampagnen, um Geld zu verdienen. Wie schon erwähnt, benutzt sie, wenn ein Werbeauftrag ihrem Ruf schaden könnte, ein Pseudonym.² Eines Tages ruft sie mich aufgeregt an und verkündet, dass ein wichtiger Headhunter sie kontaktiert und ihr angeboten habe, an einem Auswahlgespräch für Wiew³ teilzunehmen, eine der zwei weltweit wichtigsten Agenturen für Modearbeiterinnen und -arbeiter. Das Gespräch findet in New York statt, im amerikanischen Stammsitz der Agentur, die Filialen in allen Modemetropolen unterhält. Sie kann sich den Flug nicht leisten, daher legt Mia das Gespräch auf einen Termin, an dem sie für ein Shooting für einen Modekatalog einer französischen Modemarke ohnehin in New York ist. Da es sich um einen Werbeauftrag handelt, bezahlt die Marke ihr zusätzlich zu einem Honorar von mehreren Tausend Euro einen Flug in der Business-Klasse und die Übernachtung in einem Luxushotel. Das Gespräch läuft sehr gut und Mia wird in der Pariser Filiale von Wiew aufgenommen, mit der sie einen Exklusivvertrag

unterzeichnet. Der Vertrag sieht vor, dass Wiew 30 Prozent ihrer Honorare erhält, ganz gleich, ob der Job über die Agentur zustande gekommen ist oder nicht. Nach Vertragsunterzeichnung ist Mia enthusiastisch und optimistisch und hofft, endlich ein wenig Stabilität zu finden. Ihr Eintritt in die Agentur Wiew ist von solcher Bedeutung, dass Angelo, als er davon hört, ihr zur Gratulation ein Prada-Armband schickt. Sechs Monate später ruft Mia mich an und wir verabreden uns auf einen Kaffee in einer angesagten Bar im Viertel Marais. Sie trägt einen himmelblauen Vintage-Mantel und Mokassins von Prada und legt gleich los:

Ich will weg aus Paris, ich kann nicht mehr, ich weiß nicht, warum ich das überhaupt noch mache. Jetzt bin ich seit vier Jahren hier, mit der Agentur hab ich alles erreicht, was ich in der Branche erreichen konnte, aber es hat sich nichts verändert in den letzten sechs Monaten. Ich bin immer noch pleite, ich muss mir meine Jobs immer noch selbst suchen und dann bezahle ich sie auch noch, sie nehmen sich ihre Prozente. Ich hab mit ihnen für tolle Magazine gearbeitet, aber unbezahlt. Was mache ich eigentlich? Worauf warte ich? Wohin soll das führen?

Was die Wohnung angeht, war Jaimes »Glücksfund« nicht von langer Dauer, weil der Besitzer seine Wohnung schon nach wenigen Jahren wieder selbst nutzen wollte. Mia und Jaime hatten daraufhin entschieden, weiter zusammenzuwohnen, und sich gemeinsam auf die Suche nach einer neuen Wohnung gemacht. Dabei waren sie wegen Mias prekärer Arbeitssituation mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert. Als unverheiratete, unverpartnerte Ausländerin ohne unbefristeten Arbeitsvertrag und ohne Bürgen wollten die meisten Hausbesitzer sie nicht einziehen lassen, obwohl sie durchschnittlich 5000 Euro brutto im Monat verdiente.⁴ Letztendlich mussten sie sich auf das Angebot eines Vermieters einlassen, der bereit

war, »ein Auge zuzudrücken«, wenn sie im Gegenzug eine überdurchschnittlich hohe Miete in Kauf nähmen: 1300 Euro für eine Zweizimmerwohnung im Arbeiterviertel La Chapelle, die Mias Vorstellungen in keiner Weise entsprach. Ihr fehlte nicht nur die Privatsphäre und ein eigenes Zimmer, da sie hinter einem Raumteiler im Wohnzimmer mit Küchenecke schlafen musste, die Wohnung war für sie vor allem Zeichen ihrer Prekarität. Sie entsprach nicht der Position, die sie einnehmen wollte, weder in geografischer und beruflicher noch in ökonomischer und symbolischer Hinsicht. In den drei Jahren, die sie dort lebte, sprach Mia stets abfällig über diese Wohnung und nannte sie die »Fixerbude«.

Der Wert der Dinge

Trotz des Prestiges, das Mia aufgrund ihrer Arbeit in der Modebranche besitzt, ist sie für Pariser Vermieter keine geeignete Bewerberin. Ihr berufliches Ansehen ändert nichts an ihrer strukturellen Lage einer prekären Arbeiterin. Das Nebeneinander von Prestige und Prekarität zeigt sich auf materielle Ebene in dem ständigen Wechsel zwischen Luxushotels auf der ganzen Welt und ihrer Wohnung in La Chapelle, aber auch in der Zusammenstellung von Dingen, die gegensätzlichen symbolischen und materiellen Bereichen angehören: dem des Luxus und dem des ständigen Mangels. In einer Welt, wo Aussehen und Ästhetik die Grundlage der Ökonomie sind, haben Luxusobjekte einen besonderen Wert, der sich je nach Kontext verändert. In der Modebranche zeigen sie die Position der Arbeiterinnen und Arbeiter in der Hierarchie an und bestätigen ihre Zugehörigkeit zu dieser Welt. Das verdeutlicht die folgende Anekdote: Eines Tages, als Mia und ich am Tisch in ihrem Wohnzimmer sitzen, sagt sie, dass gleich ein Paar Mokassins von Miu Miu, einer Untermarke von Prada, geliefert werden müsste. Einige Minuten zuvor hatte sie mir erzählt,

sich in einer sehr schwierigen finanziellen Lage zu befinden und weder ihre Telefonrechnung noch die Miete bezahlen zu können. Ich frage sie, ob sie die Schuhe als Gegenleistung für einen Job geschenkt bekomme, worauf sie antwortet, dass sie es nicht wisse. Ein paar Wochen später, als ich wieder in ihrer Wohnung bin, bemerke ich die Schuhe neben ihrem Bett:

Giulia: »Ah, da sind sie, gefallen sie dir?«

Mia: »Nein, ich hasse sie, ich hab sogar geheult deswegen.«

Giulia: »Warum denn das?«

Mia: »Weil ich sie mir gar nicht leisten konnte, ich habe geweint, weil ich sie gekauft habe, obwohl ich pleite bin, deswegen hasse ich sie.«

Giulia: »Aber du hast sie doch umsonst bekommen?«

Mia: »Nein, ich hab sie 20 Prozent billiger bekommen, ich habe 420 Euro statt 500 bezahlt. Ich hasse sie.«

In derselben Zeit schafft Mia es, einen Termin beim Modedirektor von *Glamour* zu bekommen, einem auflagestarken Hochglanzmagazin. Zu dieser Gelegenheit trägt sie ihre Mokassins von Miu Miu. Der Direktor bemerkt sie und sagt mit einem Augenzwinkern: »Als ich sie auf dem Laufsteg gesehen habe, habe ich mich gefragt, wer die wohl tragen kann.« So haben die Schuhe in einer hierarchisch organisierten Situation dazu beigetragen, Mias kulturelle Kompetenz zu bestätigen – die sie durch ihre Arbeit schon bewiesen hatte. Die Wahl der Kleidungsstücke und weiterer Elemente ist Teil von Mias Karriereplan. Hier dient das *fashion capital*⁵ dazu, eine gemeinsame Kultur und einen außergewöhnlichen, aber unter Akteuren der Mode geteilten Geschmack zu demonstrieren. In den Kreisläufen der »ästhetischen Ökonomie« sind Luxusgüter wie ein Paar Schuhe keine bloßen Accessoires, sondern wichtige Bedeutungsträger.

Allerdings sind diese Dinge noch weit mehr: Sie sind eine Form der Entlohnung. Wie Ashley Mears bemerkt sind »perks«⁶, nicht monetäre Transaktionen, innerhalb dieser Öko-

nomie von grundlegender Bedeutung und haben eine feste symbolische Funktion: Sie beweisen, dass die Arbeiterinnen und Arbeiter ihren Platz im System und ihren Wert in den Transaktionen kennen. In anderen Worten geben die perks den sozialen Beziehungen und Hierarchien Gestalt, denn wenn ein Arbeitgeber in »Naturalien« bezahlt, bekräftigt er seine symbolische Herrschaft über die Arbeiterinnen und Arbeiter, die entlohnt werden, weil sie das »Glück haben, dabei zu sein«. Die großen Luxusmarken können es sich erlauben, ihre Models mit Lippenstiften zu bezahlen oder Mia einen Einkaufsgutschein auszustellen, der zwar 5000 Euro wert ist, aber weder die Miete noch die Rechnungen deckt. Die Modewelt bekräftigt ihre Hierarchien über Dinge.

So verändern Mias Schuhe, die Kleider für die Shootings und auch sonst alle Produkte der Mode ihren Status und ihren Wert je nach Kontext und Träger. Im Chaos von Mias Wohnung sind sie nichts weiter als ein Haufen Klamotten in weißen Plastiktüten. In weniger als vierundzwanzig Stunden können sie von den wohlhabenden und angesagten Vierteln von Paris, wo die Pressedienste der meisten Modehäuser sitzen, auf den Boden einer Wohnung im 18. Arrondissement derselben Stadt wandern, um am nächsten Tag von einem Team aus Modearbeiterinnen und -arbeitern in Szene gesetzt zu werden, von denen die meisten geringfügig oder nicht bezahlt werden. Objekte und Subjekte werden für die Produktion des Traums in Bewegung gesetzt. Aber Luxusobjekte verändern auch den symbolischen Status der Subjekte. Iris, die verschiedene Funktionen in der Modebranche inne hatte, beschreibt die Veränderung des Werts der Dinge so: »Es ist, als würde eine Transformation stattfinden: Wenn ich diese Tasche besitze, fühle ich mich so und so, wirke so und so und werde mich so und so geben [...], die Leute schauen dich anders an und behandeln dich anders.«

Das Modesystem produziert sowohl die Dispositive als auch die Arbeit, um Objekte zu etwas Besonderem zu machen (wie

es auch in der Haute Couture und bei Marken mit geschützter Herkunftsbezeichnung der Fall ist), und steuert somit auch den Prozess der »Verbesonderung« der Subjekte durch Objekte. Durch ihren sozialen und kulturellen Wert innerhalb dieser Welt sind die Dinge gleichzeitig die Währung in den Transaktionen eines Markts, Unterscheidungs- und Zugehörigkeitsmerkmale und auf verschiedenen symbolischen und materiellen Ebenen wirksamer Ausdruck von Lebensstilen.

Anmerkungen

- ¹ Name geändert.
- ² Beispielsweise als sie an Werbespots für Diätprodukte mitarbeitet, für die Werbeplakate einer Friseurkette das Styling übernimmt oder einer französischen R'n'B-Sängerin eine Imageberatung gibt.
- ³ Name geändert. Die Aufnahme in eine Agentur ist ein wichtiger Karriereschritt in der Modebranche. Wie die Models werden auch die Fotografinnen, Stylisten, Hairstylistinnen, Visagisten, Fotoassistentinnen, Regisseure für Werbespots, Kosmetikerinnen und Bühnenbildner für Werbekampagnen von Agenturen vertreten, die ihnen Jobs verschaffen und dafür einen Anteil ihrer Honorare einbehalten. Models haben eigene Agenturen, die anderen Berufe werden gemeinsam vertreten. Die Agenturen spielen eine zentrale Rolle für den beruflichen Status der Modearbeiterinnen und -arbeiter: Von einer guten Agentur vertreten zu werden bedeutet, angesehen zu sein und ein bestimmtes Niveau erreicht zu haben. Damit bieten sich berufliche Möglichkeiten, die sonst schwer erreichbar wären.
- ⁴ Um sich auf dem Pariser Wohnungsmarkt zu behaupten, wenden Mieterinnen und Mieter bei ihrer Suche verschiedene Strategien an. Es ist beispielsweise verbreitet, Gehaltsnachweise zu fälschen, um die Höhe des Einkommens anzupassen, oder sich unbefristete Arbeitsverträge zu beschaffen. Ohne diese Strategien wären die meisten Menschen in Paris wohnungslos.
- ⁵ Joanne Entwistle, Agnès Rocamora, »The Field of Fashion Materialized. A Study of London Fashion Week«, in: *Sociology* 40/4, August 2006, S.735–751.
- ⁶ Ashley Mears, »Pricing Looks: Circuits of Value in Fashion Modeling Markets«, in: Jens Beckert, Patrik Aspers (Hg.), *The Worth of Goods: Valuation and Pricing in the Economy*, Oxford 2011, S. 155–177.

Carolin Wiedemann

Zart und frei. Vom Sturz des Patriarchats

Es gibt derzeit kaum ein Thema, mit dem sich so viel Hass mobilisieren lässt wie mit Genderpolitik. Das Ressentiment reicht vom Spott über das Gendersternchen bis zu den Manifesten rechtsradikaler Terroristen. Carolin Wiedemann zeigt in ihrer eindringlichen Analyse, dass der antifeministische Diskurs ein zentrales Element des politischen Rechtsrucks ist – und bis in die politische Linke Sympathisanten hat.

Dagegen hilft keine individualisierte Verweigerung und auch kein neoliberales Durchschlagen, sondern nur kollektive queere feministische Praxis. Die Autorin stellt neue (antipatriarchale) Beziehungs- und Verhaltensweisen wie Co-Parenting und Post-Romantik vor, mit denen schon vielerorts ein zarter Umgang miteinander erprobt wird, der auch jene befreit, die noch immer unter Druck stehen, ihre Männlichkeit zu beweisen.

Eine radikale Analyse der Gewalt heutiger patriarchaler Herrschaft, eine Anstiftung zum rebellischen und zärtlichen Miteinander und ein Mutmacher für all jene, die sich seit Langem mit sexistischen Geschlechterverhältnissen auseinandersetzen, sie bekämpfen und ihnen im Alltag doch so oft nicht entkommen.

Carolin Wiedemann, 1983 in München geboren, schreibt u. a. für die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, *analyse & kritik*, *Spiegel* und *Missy Magazine* über Fragen von Kritik und Emanzipation. In Hamburg und Paris hat sie Journalistik und Soziologie studiert und im Anschluss eine Doktorarbeit zu neuen Formen von Subversion unter digitalen Bedingungen verfasst, die 2016 mit dem Titel *Kritische Kollektivität im Netz* erschien.

Erscheint am 28. Januar 2021

ca. 200 Seiten, Klappenbroschur

ca. 20,00 € (D)

ISBN 978-3-95757-949-2

Auch als E-Book erhältlich

Einleitung

2016 beschloss der Bundestag die Reform des Sexualstrafrechts und gab dem Grundsatz »Nein heißt Nein« damit Gesetzesstatus; 2018 folgte die Einführung der Dritten Option, die Möglichkeit des Geschlechtseintrags »divers«. 2019 entschied der *Spiegel*, seine Ressortleitungen künftig jeweils mit mindestens einer Frau zu besetzen, und die Redaktion der *Süddeutschen Zeitung* diskutierte, in Artikeln nicht mehr nur das generische Maskulinum zu verwenden. Die Jugendformate der beiden Medienhäuser, *Jetzt* und *Bento*, gingen zum Gender-Sternchen über, um auch alle nichtbinären Menschen zu berücksichtigen. 2020 übernahmen die Fernsehstars Joko und Klaas die inklusive, geschlechterneutrale Ausdrucksweise zur Primetime auf ProSieben. Unter dem Hashtag #Frauenzählen bewiesen Feminist*innen, wie sexistisch der Literaturbetrieb ist, während neue Läden eröffneten, die nur Bücher von Frauen und Queers verkaufen. Der Wiener Musiker Mavie Phoenix, der in der Öffentlichkeit zunächst als Frau gegolten hatte, gab bekannt, kein Pronomen mehr für sich zu verwenden, bevor er schließlich das männliche wählte; die *Vogue* portraitierte ihn daraufhin als einen der wichtigsten Popstars unserer Zeit. Die Rapper von der Antilopen Gang kritisierten erneut mackeyriges Verhalten. Und die Künstlerin Janelle Monáe, die sich als pansexuell bezeichnet, d. h. keine Geschlechter begehrt, sondern Menschen an sich, nutzte ihren Auftritt bei der Eröffnung der Oscar-Verleihung 2020, um die Machtverhältnisse der Branche von innen heraus anzuprangern. Sie rief ins Mikrofon: »Wir feiern alle Frauen, die phänomenale Filme gemacht haben«, und weiter: »It's time to come alive«. Das ist der Aufbruch, jubelten die Fans im Internet: Das Ende der

sexistischen Verhältnisse im Film und in der echten Welt ist nah!

Aber da sind wir noch nicht, weder in Hollywood noch andernorts, allen queerfeministischen Errungenschaften zum Trotz. Der Widerstand des Patriarchats gegen seine Überwindung ist groß.

Während in Los Angeles die Oscars verliehen wurden, erklärte sich in Polen eine weitere Gemeinde zur »LGBTIQ-freien Zone« und verkündete, keine Menschen zu dulden, die sich nicht als heterosexuelle Cis-Frauen oder -Männer definieren, wie Gott sie vermeintlich erschuf; in Berlin bespuckten zwei Jugendliche eine 51-jährige trans Frau, besprühten sie mit Pfefferspray und drohten, ihr die Haare anzuzünden. Allein in einem Monat wurden in der Hauptstadt fünf weitere transphobe Gewalttaten gemeldet. 2019 war dort laut Angaben des Antigewaltprojekts Maneo die Zahl von Übergriffen, die sich gegen die sexuelle Orientierung oder die geschlechtliche Identität von Menschen richteten, um fast 50 Prozent höher als im Vorjahr. Martin Sellner, Chefstrategie der rechtsextremen Identitären Bewegung in Österreich erklärte, der Feminismus bringe Übel, weil er Frauen gegen ihre Natur vom Herd trenne, und Björn Höcke, der nach der Wahl in Thüringen triumphierte, forderte erneut, dass Männer endlich wieder »mannhaft« sein sollten, freilich nur diejenigen, die schon seit der Geburt als solche galten. Am 8. März 2020 wurde erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik eine Demonstration zum Weltfrauentag, die feministische Demonstration in Aachen, von Nazis angegriffen. Und ein knappes halbes Jahr später, am 5. September, zerrissen sogenannte Querdenker in Wien auf der großen Bühne einer Kundgebung gegen Corona-Schutzmaßnahmen eine Regenbogenflagge, das Symbol der LGBTIQ-Bewegung, und riefen: »Ihr seid nicht Teil unserer Gesellschaft.«

Am Umgang mit der Frage nach Geschlechtern, nach Identitäten, nach Begehrens- und Beziehungsformen zeigt sich, wie frei unsere Gesellschaft tatsächlich ist und wie gerecht wir sind. An diesen Fragen entscheidet sich, wohin wir steuern. Oft wird jedoch genau das Gegenteil behauptet: Die Postmoderne, Gender-Theorie und queere Aktionen seien irrelevante, elitäre Unterfangen, die unsere Gesellschaften nur spalten und uns auf Abwege bringen würden. Der Feminismus sei über das Ziel hinausgeschossen, als er zum Queer-Feminismus wurde, heißt es dann. Ich will in diesem Buch zeigen, wie falsch diese Aussage ist. Dass etwa die Einführung einer Dritten Option Teil einer Entwicklung ist, die alle freier machen kann. Und dass es populistisch ist und den Rechten in die Hände spielt, sich gegen diese Entwicklung auszusprechen und den vermeintlichen »Gender-Wahn« zu kritisieren, wie es der Papst tut, wie es auch liberale Journalist*innen betreiben, etwa die *Zeit*-Autoren Harald Martenstein, der sich von Feministinnen diskriminiert fühlt, und Jens Jessen, der die #MeToo-Bewegung mit dem Gulag verglich. Hier reiht sich auch Sigmar Gabriel ein, wenn er befindet, die SPD habe sich zu lange mit Homosexuellen und anderen Minderheitenfragen befasst statt mit dem deutschen Arbeiter, wenn er also Klassenpolitik und Queerfeminismus gegeneinander ausspielt, statt den Menschen klarzumachen, dass sie gemeinsam um Teilhabe und gegen alle Formen der Ausbeutung kämpfen müssten.

Im Antifeminismus dieser Aussagen zeigt sich das Aufbegehren eines patriarchalen Systems und seiner Hauptfigur, des weißen, heterosexuellen Mannes, dessen Ordnungen zunehmend bröckeln. Zum Glück und zum Gewinn aller.

Aller. Das müsse man den Menschen vermitteln, sagte die Kulturwissenschaftlerin Karin Harrasser 2017, die deutschsprachige Ikone des Cyborg-Feminismus. Sie und ihre Kolleg*innen, die postmodernen Theoretiker*innen, so Harrasser, hätten vergessen, die Menschen jenseits der Gender-Studies mitzunehmen, als sie begannen, von Cyborgs, von der

Überwindung der Geschlechterbinarität und einer anderen Welt zu schwärmen. Das sei einer der Gründe dafür, dass die Menschen jetzt Trump und die AfD wählten. Sie folgte damit gerade nicht dem Anti-Gender-Argument von Sigmar Gabriel, man habe sich zu sehr mit queeren Toiletten befasst und dabei die Arbeiterklasse aus den Augen verloren. Nein, Harrasser meinte, dass sie, die progressiven Intellektuellen, es versäumt hätten, allgemein verständlich zu machen, warum alle von den Gender-Studies profitieren.

Verständlich zu machen, dass alle Menschen gewinnen könnten, wenn sie queerer würden, wenn sie die vermeintlich natürliche Unterteilung in zwei Geschlechter mit zugeschriebenen Eigenschaften immer weiter hinterfragten, wenn das »Cyborg-Manifest« weniger Utopie wäre, wenn gender, race und class keine Geltung mehr hätten, wenn Grenzziehungen verschwämmen und Herrschaftsverhältnisse verschwänden, wenn die Menschen sich weniger über Gene und Geld miteinander verbunden fühlen würden. Wenn sie stattdessen Familien jenseits von Mutter-Vater-Kind bilden würden, Wahlverwandtschaften, neue Formen der Solidarität jenseits alter Identitäten, wenn sie sich freier und zarter zugleich aufeinander bezögen, wenn sie freier und zärtlicher zugleich miteinander und beieinander schliefen.

Denn es ist nicht nur so, dass Frauen, wie die Ethnografin Kristen Ghodsee kürzlich belegt hat, im Sozialismus besseren Sex haben. Alle hätten besseren Sex, wenn das Patriarchat beendet wäre. Auch darum wird es in diesem Buch gehen.

Während ich im ersten Teil frage, wie sich das Patriarchat eigentlich aktuell konstituiert, wie stark es noch ist, wie beharrlich, und wie es antifeministische Strömungen über verschiedene Lager hinweg mobilisiert, gehe ich im zweiten Teil auf verschiedene gegenwärtige Phänomene ein, die patriarchale Ordnungen herausfordern, indem sie das Verständnis von Geschlecht und Sexualität zunehmend verschieben. Phänomene, die eine Befreiung aus der bürgerlichen Kleinfamilie,

aus der Keimzelle der Nation bedeuten und damit andere, neue Formen der solidarischen Verbindung erschaffen: In Kursen zur kritischen Auseinandersetzung mit Männlichkeit lernen Typen, Männlichkeitsanforderungen zu unterlaufen, sie lernen etwa, leiser zu reden und gleichzeitig ihre Bedürfnisse besser zu artikulieren. In polyamoren Beziehungskonstellationen versuchen Menschen, die Verquickung von romantischer Liebe und Besitzansprüchen zu überwinden, die überhaupt erst durch die kapitalistische, sexistische Arbeitsteilung entstehen konnte. Beim Co-Parenting kümmern sich Freund*innen-Kreise gemeinsam um Kinder, ganz egal ob sie die biologischen Eltern sind, und bewahren damit Alleinerziehende vor der Prekarität und Paare vor dem Gender-Trouble. Auf sexpositiven Partys wird feministischer Porno gefeiert und Pansexualität genau wie Asexualität, so wie es die Menschen gerade mögen.

Ich will zeigen, dass sich jene neuen Umgangs- und Lebensformen, die von Kritiker*innen oft als elitär oder als neoliberal abgetan werden, nicht nur aus einer queer-feministischen Perspektive als subversiv deuten lassen. Zeigen, dass sie eine emanzipatorische Perspektive für alle bergen, und zwar auch deshalb, weil sie die Herrschaftsverhältnisse, welche die Menschen unterjochen, im Allgemeinen herausfordern.

Das patriarchale Geschlechterverhältnis ist mit der Entwicklung kapitalistischer Ausbeutung innerhalb der gegenwärtigen nationalstaatlichen Ordnung zutiefst verbunden. Angesichts dieser Verknüpfung klärt sich, inwiefern jene anti-patriarchalen Phänomene das Potential haben, die bürgerliche Gesellschaft und ihren Ausbeutungsapparat im Gesamten zu erschüttern. Alexandra Kollontai sagte: Ohne Sozialismus keine Befreiung der Frau, ohne Befreiung der Frau kein Sozialismus. Und so lässt sich noch immer hoffen, dass wir, wenn es keinen Kapitalismus, keinen Nationalstaat und kein Patriarchat mehr gibt, zart und solidarisch miteinander sein können, geborgen und frei.

Das Buch soll nicht diejenigen umerziehen, die weiter von den tradierten Ordnungen profitieren wollen und daher all jene, die ihnen ihre Privilegien streitig machen, als minderwertig diffamieren. Aber vielleicht kann es denen die Hand reichen, die verunsichert sind, die insgeheim selbst lieber in einer anderen Welt leben würden, aber keine Ideen von ihr haben, die unter Druck stehen, ihre Männlichkeit zu beweisen, Überlegenheit und Erhabenheit zu performen, obwohl sie doch gern freier und gleichzeitig geborgener wären. Und vielleicht kann es auch diejenigen inspirieren, denen das Wort »Gender« noch fremd ist, denen die aktuellen politischen Entwicklungen, der Erfolg von Trump, der AfD und der FPÖ, aber Sorge bereiten, die sich fragen, wo der Fortschritt, an den sie einmal glaubten, geblieben ist.

Und es kann hoffentlich denen Mut machen, die sich seit Langem mit sexistischen Geschlechterverhältnissen und anderen Formen der Herrschaft auseinandersetzen, sie bekämpfen und sich selbst aber doch so oft in ihrem Alltag nicht aus ihnen befreien können.

1. Patriarchat

Drei Tage Frau:

Eine Freundin, Ärztin, erzählt von der Nacht in der Notaufnahme. Wieder ein Fall häuslicher Gewalt: Eine Frau wurde von ihrem Partner im Streit gestoßen. Sie ist mit dem Kopf gegen die Tischplatte aus Glas geknallt. Beim Röntgen zeigen sich die Spuren alter Brüche in den Armen. Vom Ex-Freund, sagt sie. Der neue sei nicht so. Der Vorfall jetzt sei eine Ausnahme, es täte ihm bestimmt schon wieder leid. Meine Freundin nimmt die Frau auf, obwohl die Wunde nicht tief ist. Zu viele andere hat sie schon zurückgehen sehen zu den Männern, die sie wieder traktieren und schlagen, bis der Krankenwagen kommt, weil die Nachbar*innen die Schreie melden. Zum

Ende der Nachtschicht erfolgt die Übergabe an die nächsten Ärzte. Meine Freundin steht vor ihren Kollegen, berichtet von den Fällen. Als sie von der Frau spricht, lachen zwei Oberärzte: »Schon wieder so eine, die sich schubsen lässt.«

Auf dem Fahrrad mit kurzer Hose durch Berlin. Eine Strecke von 20 Minuten. Einer ruft mir »Fotze« hinterher, ein anderer pfeift mir nach. Durchschnittliche Quote.

Ich bin auf der Geburtstagsfeier einer Freundin, spreche mit zwei Journalisten, die gegen den Kapitalismus schreiben, sich für den Klassenkampf einsetzen. Sie fragen nach meinen Themen. Ich erzähle von einem Interview zur Frage, wie sich die maskulinistische Bewegung über Social Media organisiert. Der eine schlägt dem anderen auf den Oberschenkel und ruft: »Mensch, sie ist uns auf die Schliche gekommen!« Beide lachen lauthals.

Der Physiotherapeut duzt mich ungefragt und tätschelt mir die Wange.

Der Bekannte, der seine Lippen zum Abschied auf meine drückte und seine Zunge hervorschnellen ließ, obwohl ich den Kopf zum höflichen Wangenkuss zur Seite gedreht hatte, schreibt wieder eine SMS: Dass er traurig sei, dass ich mich so selten melde. Ob wir nicht mal wieder was trinken gehen wollen. Meine E-Mail mit der Erklärung, warum ich sein Verhalten übergriffig fand, hat er wahrscheinlich schon vergessen.

Mein Kollege fragt: Warum denn vom Patriarchat schreiben? Warum immer so negativ? Wir hätten schließlich eine Kanzlerin. Ein anderer pflichtet bei: Spätestens nach #MeToo seien die Beschwerden nun doch wirklich übertrieben.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen diesen scheinbar unterschiedlichen Phänomenen, zwischen all den Erfahrungen, die diejenigen, die heute nicht als männlich gelten, immer noch machen. Dazu zählt auch, dass sie Kommentare von cis Männern hören, die ihnen genau das absprechen: jene Erfahrung von Abwertung und Ausbeutung, die immer noch strukturell

bedingt und miteinander verknüpft sind. »Patriarchat« ist der Begriff für diese Struktur. So wird sie von denen genannt, die sie bekämpfen.

Kurze Geschichte der Patriarchatskritik

Ein paar Monate nachdem mehrere Frauen die ersten Vorwürfe gegen den Filmproduzenten Harvey Weinstein wegen Vergewaltigung und sexueller Belästigung erhoben hatten, schaltete Steve Bannon in Washington seinen Fernseher ein, um sich die Preisverleihung der Golden Globes anzusehen. Natalie Portman sollte die Nominierten in der Kategorie »Regie« vorstellen, die zehn männlichen Nominierten, wie sie bitter betonte. Die Frauen und Queers im Saal, Schauspieler*innen, Regisseur*innen und Filmemacher*innen, die allesamt Schwarz trugen, schüttelten empört die Köpfe. Bis Oprah Winfrey ihre Rede hielt und ins Mikrofon rief, sie seien zu lange nicht gehört worden, zu lange habe man ihnen nicht geglaubt, wenn sie es doch wagten zu sprechen. Die Zeit der mächtigen Männer sei vorbei. Ein neuer Tag sei schon am Horizont zu sehen, rief sie ins Publikum, und das rief sie auch all den jungen Menschen zu, die die Verleihung zu Hause verfolgten.

Als Bannon das sah, so schilderte er es seinem Biografen, sei ihm klar gewesen: Das ist der Beginn einer Revolution: »Frauen werden die Kontrolle über die Gesellschaft übernehmen. Die Bewegung gegen das Patriarchat wird die Geschichte der vergangenen 10 000 Jahre rückgängig machen.« Das Interessante an dieser Aussage ist, dass Bannon hier 10 000 Jahre Herrschaft des Patriarchats anerkennt. Und dass er zur Beschreibung unserer gesellschaftlichen Ordnung einen Begriff verwendet, den genau diejenigen selbst gerade (wieder-)entdecken, die damit Akteure wie Bannon bekämpfen.

Die Geschichte des Begriffs Patriarchat ist die Geschichte feministischer Kämpfe. Immer wenn der Begriff ausgesprochen

oder niedergeschrieben wurde, dann um eben jene Zustände zu kritisieren, die er bezeichnet. Und immer, wenn Patriarchatskritik laut wurde, wenn sie öffentlich wurde, war klar, dass der feministische Kampf gerade eine neue Welle ins Rollen brachte. Diesmal ist es vielleicht ein Tsunami wie Janelle Monáe in ihrem Lied »Django Jane« rappt.

Aber erst einmal zurück zum Ursprung des Begriffs: Wann wurde überhaupt vom Patriarchat gesprochen? Wann kam der Begriff auf? Und was sollte er bezeichnen?

IMPRESSUM

Nastasja Penzar

Yona

© 2021 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Viktor Jerofejew

Enzyklopädie der russischen Seele

© 2021 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Yanara Friedland

Uncountry. Eine Mythologie

© 2021 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Peter Matthiessen

Der Schneeleopard

Für die deutsche Ausgabe: © 2021 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Für die Originalausgabe *The Snow Leopard* © Peter Matthiessen

Anne Boyer

Die Unsterblichen

Für die deutsche Ausgabe: © 2021 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Für die Originalausgabe *The Undying* © 2019 by Anne Boyer

Giulia Mensitieri

Das schönste Gewerbe der Welt

Für die deutsche Ausgabe: © 2020 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Für die Originalausgabe *Le Plus Beau Métier du monde* © Éditions La Découverte

Carolin Wiedemann

Zart und frei

© 2021 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Alle Preise und Angaben ohne Gewähr. Änderungen vorbehalten.

KONTAKT

Kontakt für Presseanfragen:

Benjamin Vieth

presse@matthes-seitz-berlin.de

T +49 (0)30 443 088 50

Kontakt für Veranstaltungsanfragen:

Luise Braunschweig

lesungen@matthes-seitz-berlin.de

T +49 (0)30 473 998 05

Kontakt für Vertriebspartner:

Claudia Squara

vertrieb@matthes-seitz-berlin.de

T +49 (0)30 443 274 03

Das gesamte Verlagsprogramm finden Sie unter:

www.matthes-seitz-berlin.de

